



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf. mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Mathilde Möhring.

Roman von Theodor Fontane.

(1. Fortsetzung.)

Um sieben Uhr war Hugo Großmann zurück. Er traf Hilde im Entree.

„War wer da, Fräulein?“

„Ja, ein Herr, er kam so um die fünfte Stunde, und ich sagte ihm, daß Sie um sieben wieder da sein würden. Da wollte er wieder kommen.“

„Gut, und hat er nicht seinen Namen gesagt?“

„Ja doch, von Rybinski, glaub ich.“

„Aha, Rybinski, nun, das ist schön.“

Und acht war kaum vorüber, so klingelte es, und Rybinski war wieder da und wurde hineingeführt.

„Guten Tag, Großmann.“

„Tag, Rybinski. Bedauere, daß du mich verfehlt hast. Aber nimm Platz. Nachmittags bin ich immer unterwegs.“

„Weiß schon“, sagte Rybinski und schob sich einen Stuhl an das Sofa. „Käpernick! Wird denn diese Dauerlauferei nicht mal ein Ende nehmen? Paßt doch eigentlich gar nicht zu dir. Du hast entschieden mehr vom Siebenschläfer als vom Landbriefträger. Also warum pendelst du zwischen Grunewald und Wilmersdorf immer hin und her? Oder hast du jetzt eine andere Pendelbewegung?“

„Muß sich erst herausstellen, lieber Freund, ich bin ja erst gute vierundzwanzig Stunden hier, gestern früh angekommen, wie ich dir schrieb — hier drüben Friedrichstraße . . . Gott sei Dank, daß ich wieder da bin und auch wieder nicht. Dwinsk ist ein Nest, natürlich, und wenn man aufgestanden ist, kann man auch schon wieder zu Bett gehen. Und dazu die ewige Klagerei von Mutter und Schwester und keine Spur Verständnis für ein Buch oder ein Bild, und wenn ein Tanzbär auf den Markt kommt, dann ist es, als ob die Wolter gastiert . . . Na, das alles ist gerade nicht mein Geschmack. Aber ein Gutes hat solch Nest doch. Man hat Ruhe, man kann seinen paar Gedanken nachhängen, wenn man welche hat, und die Büffelei hat ein Ende. Ach, Rybinski, es geht nun wieder los. Wie steht es denn mit dir? Wenn ich dich so ansehe mit deiner Polenmütze — nimm's mir nicht übel, aber es sieht so ein bißchen theaterhaft aus — und mit deinen Stiefeln über der Hose, du siehst mir auch nicht aus, als kämst du rekte vom Repetitorium.“

„Welch' feine Fühlung du hast, Großmann. Rekte vom Repetitorium, nein. Aber etwas von rekte ist auch dabei. — Rekte vom Galgen.“

„Wie Roller?“

Rybinski nickte.

„Ach, mach keinen Unsinn, Rybinski, was meinst du damit?“

„Was ich meine, davon später, erzähl' mir erst ein Wort von dir und von den Dwinskern. Hast du zufällig meinen Onkel gesehen? Er kommt ja dann und wann in die Stadt zum Pferdemarkt, oder wenn er Geld leiht. Auf meinen letzten Brief hat er nicht geantwortet. Es wird wohl gerade Ebbe bei ihm gewesen sein. — Und dein Vater, woran starb er denn eigentlich? Er kann ja noch keine Sechzig gewesen sein. Und wie steht es mit dem Vermögen? Es heißt immer, er hatte was?“

„Ja, das heißt es immer, und wenn Gott den Schaden besieht, ist nichts da oder doch fast nichts . . . Da war eine Kiste, so eine Art Arnheim, in seinem Bureau, die wir immer mit Respekt betrachteten, weil wir uns alle sagten: Da liegt es drin. Und nun denk dir, was wir nachher gefunden haben!“

„Nun — die Hälfte.“

„Na, proßt die Mahlzeit: eine Cereviskappe, ein Kommerzbuch und ein Paar hohe Jagdstiefel, gelbes Leder, genau wie wenn er sie von Wallenstein geerbt hätte.“

„War er denn ein Rimrod? . . . Übrigens könntest du mir mal erst eine Zigarre geben. Ich sah da eine kleine Kiste. Sie enttäuscht mich hoffentlich nicht so wie dich die große Erbkiste. — Ja, war er denn solch' Jäger vor dem Herrn?“

„O Gott bewahre, dazu war er viel zu bequem und fromm. Er wird wohl, als er eben Bürgermeister geworden war, mal eine Jagd mitgemacht haben; aber als ich so'n halberwachsener Junge war, so kurz vorher, eh ich nach Znowazlaw aufs Gymnasium kam, fuhr er immer bloß raus, wenn das Getöse losging, mal beim Oberförster, mal beim Amtsrat, und einmal war es beim Torinspektor, das weiß ich noch genau.“

„Und dabei war dein Vater eigentlich ein famoser Knabe.“

„Ja, das war er.“

„Eigentlich forscher als du.“

„Na, wie man's nehmen will. So im meisten sind wir uns gleich. Fürs Repetieren war er auch nie, darin müssen wir uns wohl gleich sein. Und als er den Referendarius hinter sich hatte, schnappte er ab und sagte: „Zweimal fall ich durch und dann sogar mit Ach und Krach und achthundert Talern, nein, da lieber Bürgermeister in Dwinsk! — und verlobt war er ja auch schon lange.“

„Ja sieh, Hugo, das ist eben, was ich das Forsche nenne. Es war doch ein Entschluß, und seine Familie war doch gewiß dagegen und wollte einen Minister aus ihm baden. Unterm Minister tun's ja die guten Kleinstädter nicht, die bei der bekannnten Glücksjagd, zu der wir alle geladen sind, bloß den Kirchturm mit dem goldenen Hahn sehen und nicht wissen, wie weit es ist und wie viele Gräben unterwegs, um reinzufallen. Ich bin für die, die abspringen.“

„Du meinst so im allgemeinen, so theoretisch . . .“

„Nein, ganz praktisch. Du mußt mir eine Photographie von deinem Vater schenken. Darauf sehe ich mir ihn dann öfters an, so als Vorbild.“

„Aber, Hans, du willst doch nicht auch Bürgermeister werden und bist ja auch noch vorm Referendar! Mein Vater hatte doch die halbe Quälerei hinter sich. Sie nehmen jetzt nicht all und jeden, und Referendar ist das wenigste, und du siehst mir nicht aus, als ob du in meiner Abwesenheit und sozusagen hinter meinem Rücken das Examen gemacht hättest und nun bloß kommst, um dich mir in deiner neuen Würde vorzustellen. Aber verzeih, ich werde uns drüben erst ein bißchen Abendbrot bestellen, was man in einer Chambre garnie so Abendbrot nennt; ein Glück, daß die Menschen den Schweizerkäse erfinden haben. Und soll ich Tee bestellen oder Grog?“

„Im allgemeinen bin ich für das Ubergangen aus dem einen in das andere, man hat das Spiel dabei so hübsch in der Hand, vorausgesetzt, daß die Flasche nicht im Stich läßt. Aber heute laß es gut sein, Hugo, sparen wir uns das Gelage für eine größere Gelegenheit.“

„Examen?“

„Das ist zu unsicher, erstens an sich, das heißt, ob wir bis dahin kommen, und dann in seinem Resultat. Nein, wenn ich von Aufsparen und größerer Gelegenheit spreche, so habe ich was anderes im Sinn und meine das, was auch mit dem ‚rette vom Galgen‘ zusammenhängt: meinen ersten Abend.“

„Ich kann dir nicht folgen, Hans. Es ist lächerlich zu sagen, aber du bist mir zu mystisch. Erst rette vom Galgen und die Zusage späterer Rätsellösung — und nun erster Abend?“

„Ich habe doch dein Ingenium, deine Auffassungsgabe überschätzt, was übrigens nach Ansicht einiger eine ganz untergeordnete Gabe sein soll, vielleicht in Zusammenhang mit Logik und Mathematik. Alle Logiker verstehen gewöhnlich gar nichts. Aber wundern muß ich mich doch, Hugo! Zu was sind wir denn um den Königsplatz unzählige Male herumgelaufen, links den Mond und rechts Kroll und die kleine F., und haben unter Verwerfung aller bisherigen Hamletauffassungen einer neuen, tieferen nachgeforscht? Um was habe ich meine Parallelen gezogen zwischen Amalia und Abelheid von Rumeck, zwischen der Milford und der Eboli? Zu was das alles, wenn du schließlich nicht einmal verstehen willst, was ich mit meinem ‚ersten Abend‘ meine . . . Also rund heraus, ich spreche von meinem ersten ‚Räuber‘abend. Kosjinsky! — Die Geschichte mit dem Repetitorium wurde mir zu langweilig. Ja, wenn man den guten Ausgang noch sicher hätte! Kurzum, ich bin zu Deichmann gegangen, und heute war die dritte Probe mit mir — übrigens, Kraußneck brillant als Koller. Ich denke, daß ich über kurz oder lang auch ins Charakterfach überspringe. Liebhaber ist bloß Durchgang.“

„Durchgang? Und die ‚Räuber‘? Ist es möglich! Dann wird also in acht Tagen auf dem Zettel stehen: ‚Kosjinsky — Herr Rybinski. Oder willst du dein ‚von‘ beibehalten?“

„Nein, man muß auch etwas für seine Familie tun. Mein ‚von‘ wird gestrichen, wenigstens, solange ich unberühmt bin, nachher kann ich es immer wieder aufnehmen.“

„Rechnest du darauf?“

„Natürlich rechne ich darauf. Jeder rechnet darauf. Garrick war ursprünglich auch von Adel; meinst du, daß er mit der ganzen Geschichte angefangen hätte, wenn er sich nicht hätte sagen dürfen: ‚Ruhm geht über Adel?‘“

„Sag mal — und das alles ist dein Ernst?“

„Mein voller Ernst, und ich will dir auch noch mehr sagen und auch im Ernst. In ganz kurzer Zeit kommst du zu mir und sagst mir: ‚Rybinski, du hast recht gehabt, den ganzen Kram an den Nagel zu hängen‘; was meinst du, zu welcher Rolle paßte ich wohl am besten, Dunois oder Karl Moor? Ich sage dir, du bist der geborene Karl Moor, und wenn du deinen Arm an die Gasse bindest, oder vielleicht auch wenn du den Alten aus dem Turm holst, mußt du einfach großartig sein.“

„So, meinst du?“

„Du hast ganz das schwermütig Schwabblige, was dazu gehört, und hast auch den Bruston der Überzeugung, wenn er sagt: ‚Diese Uhr nahm ich dem Minister‘. Das ist natürlich der Justizminister gewesen, und auf den wirft du bald ebenso schlecht zu sprechen sein wie ich. Ich habe die Schiffe hinter mir verbrannt. Alles im Leben ist bloß Frage der Courage.“

„Na höre, Hans, da spielt doch auch noch manches andere mit.“

„Du meinst Liebe. Damit komme mir nicht. Parifari. Manche sind so verrückt, und dir traue ich schon was zu. — Wer so viel spazieren läuft und die gleiche Schwärmerei für Lenau wie für Zola hat — was dir beiläufig erst einer nachmachen soll — der ist zu jedem Liebesunfuhig fähig. Es sieht dann auch das wie Courage aus, ist aber das Gegenteil davon. Bloß Schlapperei, Bequemlichkeit, Hauschlüsselfrage . . . Hugo, sieh dich vor. Aber so viel will ich dir schon heute sagen: wenn du dich normal entwickelst und nicht einen kolossalen taux pas machst, so kommst du morgen da an, wo ich schon heute bin. Und wenn du Referendar werden solltest, was leicht möglich wäre, Assessor wirst du nie. Laß doch die Einpaukeri! Is ja alles umsonst. Ich kenne meine Pappenheimer.“

Indem klopfte es. Großmann ging auf die Tür zu, um zu öffnen. Draußen stand Mathilde. Sie müsse noch in die Stadt, und weil keiner da sei außer ihrer Mutter, wolle sie nur fragen, ob Herr Großmann noch irgendetwas zu Abend befehle.

„Danke, Fräulein Mathilde. Herr von Rybinski hat alles abgelehnt. Ich gehe nachher noch in den Franziskaner hinüber. Wenn Sie mir vielleicht eine Flasche Sodawasser zurechtstellen wollen . . .“

Als er seinen Platz wieder eingenommen hatte, sagte Rybinski: „Dadurch wirst du dich auch nicht inszenieren. Sodawasser, das trinkt doch bloß ein Philister.“

„Das ist erstlich noch sehr die Frage, denn es hängt viel davon ab, was man vorher getrunken hat, und dann will ich mich auch gar nicht inszenieren. Frau Möhring ist eine Philiste und das Fräulein ihre Tochter. Und da inszenieren! So weit sind wir doch noch nicht runter. Und man hat seinen Lenau doch nicht umsonst intus.“

„Gerade das, gerade das! Lyrik schützt vor Dummheit nicht. Auf dem Teich, dem regungslosen, weißt des Mondes holder Glanz — es braucht bloß ein bißchen Mondschein, so verklärt sich alles, und der Teich kann auch ‚ne Stubendiele sein.“

„Ich begreife dich nicht, Hans, woher hast du denn Veranlassung . . .“

„Des Menschen Bestes sind Ahnungen, und sie hat solch Profil, fast wie eine Gemme, streng und edel und einen kleinen Fehler am Auge und ist aschblond. So schreiten keine ird'schen Weiber, die zeugete kein sterblich Haus . . .“

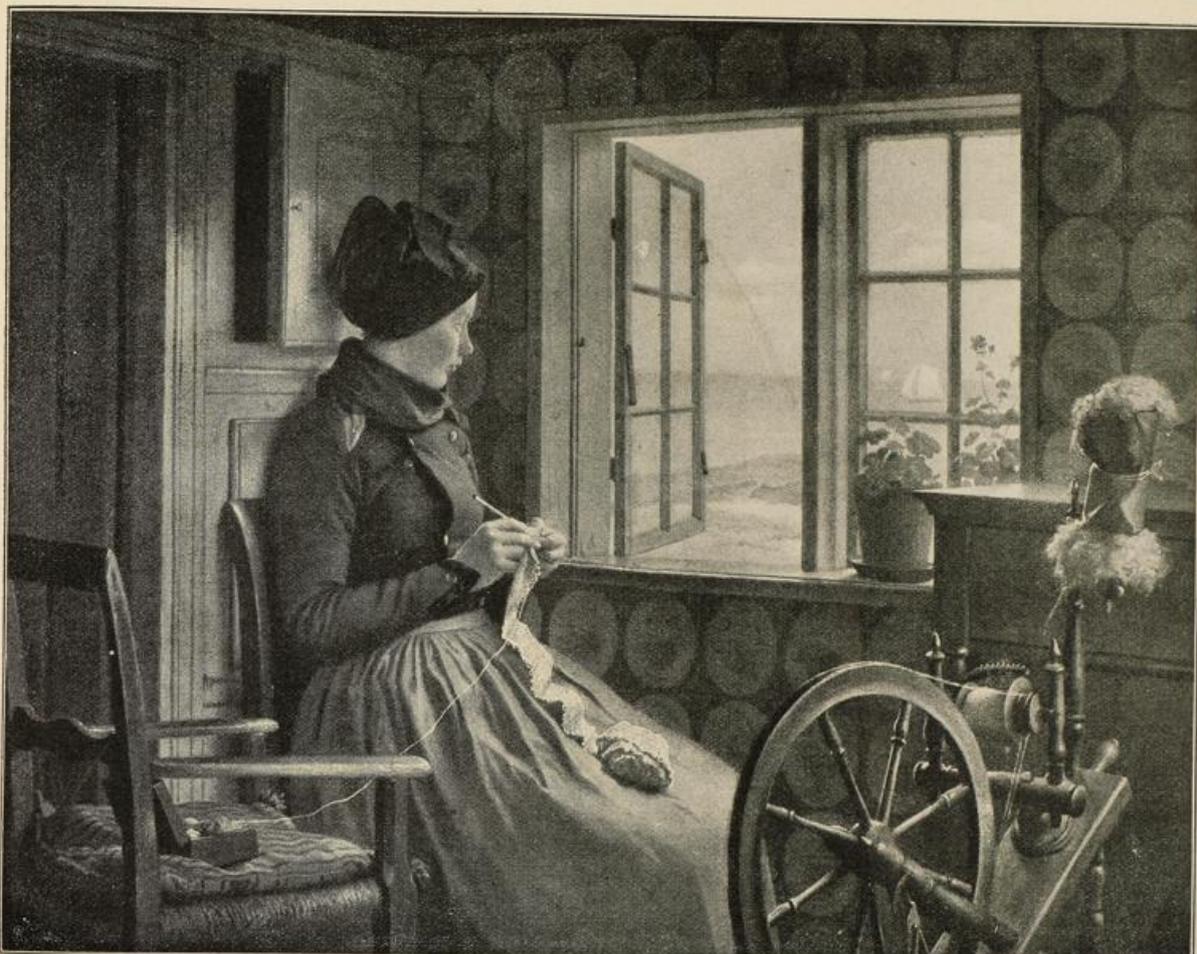
„Unfuh, was soll das? Eigentlich ist sie doch einfach eine komische Figur.“

„Du, sage das nicht, so was rächt sich!“

„Ach was, alles Unfuh und nochmals Unfuh. Und nun laß uns gehen . . . Wann ist denn eigentlich dein Debüt?“

„Nächsten Dienstag. Du kommst mir den Daumen halten. Oder noch besser, komm hin und klatsche!“

Die nächsten Tage vergehen ruhig. Am Vormittag hatte Hugo sein Repetitorium. Dann ging er zu Tisch, dann spa-



Mein Schatz ist auf dem Meere drauß!

Photographie im Verlag von Carl Steuber, Kopenhagen.

Gemälde von J. Erner.

zieren nach Wilmersdorf. Am Abend war er zu Hause, wenigstens meist, und war alles in allem ein Muster von Solidität. Was Mathilde auffiel, war das Studium. Aus allem, was sie sah und auch aus Andeutungen von ihm selbst hörte, ging hervor, daß er sich auf ein Examen vorbereitete; er steckte auch jeden Morgen, wenn er ausging, ein Buch oder ein Heft zu sich, trotzdem war klar, daß, wenn er wieder zu Hause sah, von Studium keine Rede war. Auf einem am Fenster stehenden Stehpult, das er sich angeschafft hatte, lagen zwar ein paar dicke Bücher umher, aber sie hatten jeden Morgen eine dünne Staubdecke, Beweis genug, daß er sich den Abend über nicht damit beschäftigt hatte. Was er las, waren Romane. Besonders auch Stücke, von denen er manchen Tag mehrere nach Hause brachte. Es waren die kleinen Neclambändchen, von denen immer mehrere auf dem Sofatisch lagen, eingeknüpft und mit Zeichen oder auch mit Bleistiftstrichen versehen. Mathilde konnte genau kontrollieren, was ihm gefallen oder seine Zweifel geweckt hatte. Denn es kamen auch Stellen mit Ausrufungs- und selbst mit drei Fragezeichen vor. Aber das waren doch nur wenige. „Das Leben ein Traum“ hatte die meisten Zeichen und Handglossen und schien ihn am meisten interessiert zu haben.

„Mutter,“ sagte Thilde, „wenn da nicht ein Wunder geschieht, der macht es nie.“

„Was denn, Thilde?“

„Na, das Examen. Aber schließlich, uns kann es recht sein. Je länger es dauert, je länger bleibt er. Und ist ja ein guter und anständiger Mensch. Und wenn er es macht

und durchfällt, so bleibt er auch. Wohin soll er am Ende, sehr viel Anhang scheint er nicht zu haben. Selbst der Herr mit der polnischen Mütze war noch nicht wieder da.“

Das hatte freilich keine Wichtigkeit. Rybinski war seit seinem ersten Besuch noch nicht wieder dagewesen, aber am Abend des Tages, an dem Thilde Mähring diese Betrachtungen gemacht hatte, kam er und traf auch seinen Freund Hugo zu Hause.

„Endlich, Hugo! Du wirst schon gedacht haben, ich hätte geschwindelt, und das mit dem Kosinsky sei nur ein Uff gewesen. Aber ich sage dir, es war großer Ernst. Eigentlich heißt es bitterer Ernst, aber dies Wort möchte ich begreiflicherweise vermeiden. Man ist übrigens der Meinung, ich müsse gefallen, und einer sagte mir heute früh, ich sei der ‚geborene‘ Kosinsky. Leider war es Spiegelberg, der das sagte, aber wie das immer so geht, gerade dieser ist eine treue Seele. Nun, morgen muß sich alles entscheiden. Ich bringe dir hier Billette, ein Parfett für dich und zwei zweiten Rang für deine Damen drüben, wenn sie auf diesen Namen hören, was mir allerdings zweifelhaft ist. Ich hätte dir drei Parfette bringen können, aber ich dachte mir, beide so dicht bei dir könnte dich vielleicht genieren, namentlich die Alte. Sie ist doch noch sehr Mutter aus dem Volk. Und dann, offen gestanden, liegt mir und dem Direktor auch mehr am zweiten Rang. Im Parfett sitzt immer Kritik, und wenn sich da zwei solche Damen auf Enthusiasmus ausspielen, wird es lächerlich, aber im zweiten Rang, da geht alles, und auf den zweiten Rang, wenn man ein bißchen aufpaßt, kann man sich verlassen. Dein Platz unten ist Eckplatz,

es ist also alles vorgeesehen . . . Aber ich finde, Hugo, du bist etwas nüchtern . . .“

„Nein, Hans, ich bin nur etwas benommen. Ich dachte nicht, daß du mir Wind vorgemacht hättest, ich dachte nur, es wäre etwas dazwischen gekommen, weil es sich so hinzog.“

„So, ich verstehe. Du dachtest, man hätte schließlich gemerkt, es ginge doch nicht, es sei nichts mit mir.“

„Du mußt nicht empfindlich sein. Bist noch gar nicht aufgetreten und fängst schon damit an. Aber das ist auch nur die Hälfte von dem, was ich eben dachte; das andere ist das mit den zwei Mährings.“

„Aber, Herz, das ist ja leicht zu ändern, du kannst auch zwei Parkette haben.“

„Rein, das ist es nicht. Im Gegenteil, das mit dem zweiten Rang hast du dir sehr gut ausgedacht und rücksichtsvoll gegen mich. Es ist nur mit dem Mitnehmen überhaupt solche Sache. Wenn wir auch verschiedene Plätze haben, das ist doch wie gesellschaftliche Gleichstellung, und wenn ich mit der Alten über den alten Moor spreche oder sie mit mir, denn ich werde nicht anfangen, so sind wir intim, und das geht doch nicht gut. Und dann, was kann denn solche Frau sagen? Alles bringt sie in Verlegenheit.“

„Ach, Hugo, das ist ja lächerlich . . .“

„Und dann muß ich sie doch hinbringen, und wenn es aus ist, muß ich sie wieder nach Haus begleiten.“

„Seh' ich gar nicht ein. Du machst ihnen ein Geschenk und läßt sie ihrer Wege gehen.“

„Gut, du sollst recht haben; ich will es so machen. Du siehst nun, warum ich so benommen war, was du 'nüchtern' nanntest. Von nüchtern ist keine Rede. Eigentlich bin ich aufgereggt, wie wenn ich selbst den Kosinsky spielen sollte.“

„Wer weiß, was kommt.“

Und damit brach der Freund wieder auf, weil er noch hunderterlei zu tun und zu bedenken habe.

„Bei Philippi sehen wir uns wieder! Und sieht tapfer! Unterlieg' ich, so muß ich mich ins Schwert stürzen.“

Hugo lachte. „Verlange nur nicht, daß ich es dir halte.“

Kybinski war kaum fort, so ging Hugo zu den beiden Frauen hinüber, um ihnen die zwei Billette zu bringen. Parkett sei ausverkauft, das sei der Grund, daß sie sich trennen müßten, aber er werde öfters hinaufsehen.

Mutter Mähring wußte gar nichts zu erwidern, Thilde aber fand sich leicht zurecht und sagte mit vielem Anstand und in ihrer ganzen Haltung wie verändert: es sei sehr liebenswürdig, an sie zu denken, und sie empfänden es als eine große Ehre.

Ja, sagte nun die Alte, das habe sie auch sagen wollen.

Und nachdem noch ein paar Fragen gestellt und hin und her komplimentiert worden war, ging Hugo wieder in sein Zimmer hinüber, während die Alte eine Hutsche an den Ofen schob und sich hinsetzte. Thilde setzte sich aufs Sofa und schob die kleine Petroleumlampe so, daß sie daran vorbei zur Alten hinübersehen konnte.

„Was ich nur anziehe, Thilde? Das Schwarzseidene geht doch nicht mehr und war ja eigentlich auf Trauer gemacht. Und wenn ich das rote Tuch drüber binde, dazu bin ich eigentlich zu alt.“

„Ach, Mutter, das laß nur gut sein, ich werde dich schon zurechtmachen. Mit ein paar Schleifen zwingen wir's schon, es sieht einen ja doch keiner an, und wenn auch! Die Haube ist für eine alte Frau immer die Hauptsache, und deine Haube ist noch ganz gut; ein bißchen toll und ausplätten, und du siehst aus wie 'ne Gräfin.“

„Ach Kind, rede doch nicht solch Zeug.“

„Na, ich sage dir, Mutter, das wollen wir schon kriegen. Ich habe Putzmachen gelernt und Blumenmachen auch und Klöppeln auch, und das müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich uns nicht rausstaffieren sollte, wundern soll er sich, wie du aussiehst, und wenn er uns nach dem Theater in ein Lokal führen sollte . . .“

„Ach, Thilde, wie kannst du nur an so was denken.“

„Na, wenn nicht, denn nicht. Ich hänge nicht dran, es macht nur so einen Eindruck und sieht ein bißchen nach was aus, und daß man doch auch mit zugehört.“

„Ja, ja. Das is schon recht . . .“

„Und weißt du, Mutter, was ich dir schon vor ein paar Tagen sagen wollte, wir wollen doch die alte Nuntischen wieder ins Haus nehmen, das heißt, immer bloß eine Stunde, daß sie drüben reinmachen kann. Ich bin ja nicht dagegen, und mir kommt es nicht drauf an. Aber neulich, da hatte er was vergessen und kam gerade dazu, wie ich da bei all dem Planschen und Gieseln war und der Bleheimer mitten in der Stube, da war es mir doch genierlich. Und ich denke wirklich, wir nehmen die Nuntischen. Sie kann dann auch einholen, was wir brauchen.“

Die Mutter hatte kleine Bedenken und sagte: „Thilde, das läuft so ins Geld. Und man weiß doch nicht, wenn er dann kündigt . . .“

„Dann kündigen wir auch wieder. Die Nuntischen ist ja eine vernünftige Frau. Und dann, was heißt kündigen! Glaube mir, der kündigt nicht.“

* * *

Der andere Tag war ein großer Tag. Der Inhalt einer großen Pappschachtel, darin sich Bänder und alte Blumen befanden, war auf die Chaiselongue ausgeschüttet, damit man einen besseren Überblick hatte. Der Alten war es nicht recht.

„Thilde, das fuffelt alles so. Und es ist doch unser Prachtstück. Kind, Kind, wo soll denn alles herkommen!“

Aber Thilde ließ sich nicht einschüchtern, und als sie gefunden hatte, was sie für sich und die Alte brauchte, war sie fleißig bei der Arbeit. Dann wusch sie zwei Paar hellbraune Handschuhe. Es roch bis in Hugos Zimmer hinüber nach Benzin. Dann wurde geplättet. Thilde war in einer apart guten Laune. „Sieh nur, wie er glüht!“ Und dann schlug sie den Schieber mit einem Feuerhaken zu.

Ihr Mieter hatte sich den ganzen Tag nicht blicken lassen, wodurch er der Begleitungsfrage flug entgangen war.

* * *

Kosinsky war dreimal gerufen worden, und die Alte, die nicht klatschen wollte, hatte sich begnügt, dem Darsteller der Rolle zuzumicken, als er sich gerade nach der andern Seite hin bedankte. Dann sagte sie zu Thilde, während sie dieser eine kleine, unterwegs gekaufte Papiertüte mit Drops hinreichte: „Er macht es recht gut, er hat so viel Anstand, nich? Es muß doch sehr schwer sein.“

„I Gott bewahre“, sagte Thilde, die sich ablehnend gegen alles verhielt, weil sie merkte, daß Hugo es fortgesetzt vermied, nach dem zweiten Rang hinaufzusehen. Nur einmal geschah es, und nun grüßte er auch, aber ganz steif und förmlich. Sie legte sich's aber schließlich doch zum guten zurecht, und als der große Traum kam und eben die weiße Haarlocke in die Waagschale des Gewichts fiel, sagte sie sich: Es ist ein gutes Zeichen, daß er nicht rauf sieht, weil er kein Leichtfuß ist und es ernst nimmt. Er sagt sich: alles das hat eine Tragweite . . . Ja, von Tragweite hat er schon ein paarmal zu mir gesprochen . . . Und so ganz abgeschlossen hat er noch nicht . . . Er nimmt es nicht als Spaß.

Sie kam in ihren Betrachtungen nicht weiter, weil die Alte sagte: „Sieh doch mal nach, Thilde, wer der alte Diener is, er zittert ja so furchtbar.“

„Ach, laß ihn doch“, sagte Thilde und reichte der Mutter die Tüte mit den Drops zurück.

* * *

Die Mährings hatten Mantel und Hut draußen abgegeben, Thilde hatte darauf bestanden. „Mutter,“ hatte sie gesagt, „du weißt doch, daß ich's zusammenhalte, aber mitunter is' Anständigkeit auch das Klügste.“



Heiße Kastanien!

Gemälde von P. C. Chocarne-Moreau.

Copyright 1906 by Chocarne-Moreau.

„Na, wenn du meinst, Thilde, wir wollen es aber auf eine Nummer geben.“

Jetzt hatten sie sich eingemummelt und stiegen die Treppe hinunter. Unten in der Vorhalle machte sich Thilde mit allerhand zu schaffen, weil sie's für möglich hielt, daß ihr Mieter an einer der Barrieren stehe und auf sie warte. Aber er war nicht da. Das gab eine neue Verstimmung, und einen Augenblick überkam die sonst unerschütterliche Thilde die Frage: Ob ich mich doch vielleicht irre? Sie war aber von einem unvertilgbaren Optimismus der Hoffnungseligkeit, weil sie den Charakter ihres Mieters ganz genau zu kennen glaubte, und sagte sich: Er muß natürlich seinen Freund beglückwünschen, und er kann nicht an zwei Stellen zugleich sein.

Erst nach zehn waren sie zu Hause, was nichts schadete, da sie den Haus Schlüssel mithatten. „Siehst du, Thilde, wie gut“, sagte die Alte, als sie den Schlüssel aus ihrer Tasche hervorholte. „Ach, Mutter, als ob ich nicht gewollt hätte. Natürlich, ich dachte sogar, wir könnten erst um elf kommen.“

Auf der Treppe trafen sie den Portier, der eben das Gas ausmachte. „Soll ja sehr schön gewesen sein“, sagte dieser. „Gott, Mieshoff, wissen Sie denn schon?“

„Ja, meine Ida war auch da. Ida is' immer da. Sie kennt welche von's Theater.“

„Na, das ist recht“, sagte Thilde. „Theater bildet.“

Und damit stiegen Mutter und Tochter weiter hinauf, während der Portier in einem Anflug von Galanterie ihnen noch eine halbe Treppe aufwärts leuchtete.

Oben sagte Thilde: „Nu, Mutter, wollen wir uns einen Tee aufgießen und warten, bis er kommt. Er wird uns wohl auch noch sehen wollen und hören, ob wir uns amüsiert haben.“

„Ach, Thilde, es war ja doch so graulich, und der alte Mann, und wie er aussah, wie er da raus kam und der andere gleich rein! Na, da fiel mir ein Stein vom Herzen. Wenn ich mir denke, daß so einer noch frei rumläuft . . .“

„Das kann er ja gar nicht mehr. Es ist ja schon so lange her, und dann ist es ja bloß so was Ausgedachtes. Du denkst immer, es ist wirklich so.“

„Ja, Gott, warum soll ich so was nicht denken! Es gibt so viel schlechte Menschen . . .“

„Ja, ja, erzähle nur nicht die Geschichte von dem Kürschnermeister in Treptow; ich weiß ja, daß er seine Frau mit dem Marderpelz erstickt hat. Aber es gibt auch gute Menschen.“

„Ja, die gibt es auch. Und ich glaube, unser jetziger Herr drüben ist ein guter Mensch.“

„Ein sehr guter, das heißt, wenn er so ist, wie ich ihn mir denke.“

„Du sagst ja immer, du bist so sicher.“

„Bin ich auch, bloß mitunter wird einem doch etwas bange. Aber es geht gleich wieder vorüber.“

* * *

Die Möhrings hatten bis Mitternacht gewartet und den Tee schon zweimal wieder aufgegossen. Als aber der Mieter noch immer nicht dawar, sagte die Alte: „Thilde, was sollen wir so viel Petroleum verbrennen, nu kommt er doch nicht mehr. Und wenn er kommt, wird er wohl auch nicht wollen, daß wir ihn so in seinem Zustand sehen. Er wird wohl in Döpfers Hotel sitzen, im Keller unten, da sitzen sie immer.“

Und danach waren sie zu Bett gegangen und lagen auch still und sprachen nicht. Aber vom Schlafen war keine Rede. Thilde beschäftigte sich mit seiner Haltung während des ganzen Abends und dieser nächtlichen Kneiperei, die ganz jenseit ihrer Berechnungen lag, und die Alte war immer noch bei dem Stück. „Thilde, schläfst du schon?“

„Nein, Mutter.“

„Das is' gut, Kind, mir is' so angst. Ob es von dem Tee ist? Aber ich habe solch' Herzsclagen und sehe immer den alten Mann . . .“

„Ach laß doch den alten Mann, Mutter, der schläft nun schon zwei lange Stunden, und du mußt auch schlafen.“

„Und das einzige is', daß der Rotkopf . . .“

„Ja, ja, der hat nu seinen Denkfettel.“

„Und was wohl aus dem armen Wurm, dem Fräulein, geworden is' — wie hieß sie doch?“

„Amalia.“

„Richtig, Amalia . . . Ja, die is' nun so gut wie eine Waise. Denn wenn sie den Alten auch wieder herausgeholt haben, lange kann er's doch nicht mehr machen.“

„Nein, das kann er nicht, Mutter. Aber jetzt werde ich dir ein Glas Wasser holen, und dann legst du dich auf die andere Seite.“

„Na ja, ich werde mal bis hundert zählen.“

* * *

Es war darauf gerechnet worden, daß Hugo spät aufstehen würde, aber das Gegenteil geschah: er klingelte früher als gewöhnlich und mußte wohl zehn Minuten auf sein Frühstück warten. Thilde wollte diese Verspätung entschuldigen. Er meinte aber, es hätte nichts zu sagen, er müsse sich entschuldigen. Um vier nach Haus kommen und um sieben Frühstück, das sei beinahe unnatürlich. Ob es denn hübsch gewesen sei, das heißt, ob sie sich amüsiert hätten, und wie ihnen Rybinski gefallen habe? Er wolle ausgehen und gleich in den Zeitungen nachsehen, ob er gelobt sei. Daß sie nicht geklatscht hätten, sei sehr gut gewesen. Es falle auf und schade bloß und heiße dann in den Zeitungen, es sei alles Claque gewesen. Übrigens hätte Rybinski ihm gesagt, er werde wieder Billette schicken, wenn er in einer neuen Rolle aufträte. Das sei in der nächsten Woche: „Dunois, Bastard von Frankreich.“

„Sie kennen die Rolle, Fräulein Thilde?“

„Ja. Den Dunois kenne ich“, sagte sie mit Betonung des Namens ohne weiteren Zusatz, um ihn auf diese Weise das Unpassende des „Bastard“ fühlen zu lassen. Zu dem Plan, den sie sich ausgedacht hatte, gehörte durchaus Euzend. Sie hielt es deshalb, um ihrer Reprimande noch mehr Nachdruck zu geben, auch für angezeigt, das Gespräch abzubrechen, so schwer es ihr wurde.

Als sie wieder drüben in ihrem Zimmer war, fand sie die alte Muntzchen vor, die nicht durch das Entree, sondern durch die Küche gekommen war. Sie sah aus wie gewöhnlich: schmuddelig, Kiepenhut und eine schwarze Klappe über dem linken Auge.

„Guten Tag, Frau Muntzchen. Nun, das ist gut, daß Sie da sind. Hat Ihnen Mutter schon gesagt? . . .“

„Ja, Thildechen, Mutter hat mir schon gesagt, daß wieder ein Herr da is, und daß ich reinmachen und einholen soll. Aber wann muß es denn sind? Von sieben bis acht bin ich drüben bei der Hauptmann Petermann und von acht bis neun bei Kulides unten.“

„Das paßt sehr gut. Neun bis zehn ist die beste Zeit oder lieber noch ein bißchen später. Um die Zeit ist er immer weg, und Sie können sich's dann einrichten, wie Sie wollen, und Sie wissen ja auch Bescheid, wo alles steht! Aber mitunter ist er auch noch da und sieht so aus dem Fenster — ja, Frau Muntzchen, dann müssen Sie sich schon ein bißchen zurecht machen.“

„Zurecht machen?“

„Ja, Frau Muntzchen. Ich meine natürlich nur ein bißchen. Sie können nicht kommen wie 'ne Prinzessin, so viel wirft es nicht ab. Aber doch so das Nötigste, eine weiße Schürze und dann, daß Sie den Kiepenhut abnehmen. Wenn er nicht da ist, dann ist der Kiepenhut ganz gut, und man sieht nicht alles; aber wenn er da ist, ist doch ne Haube besser.“

„Ja, Fräuleinchen, was heißt Haube?“

„Natürlich sollen Sie sich keine mitbringen. Aber an unserm Ständer, da finden Sie allemal eine.“

„Na, wenn's erlaubt ist, dann nehme ich sie mir so lange.“

„Ja, Frau Muntzchen. Und denn noch eins. Die schwarze Klappe da dürfen Sie nicht länger als acht Tage tragen. Ich werde Ihnen Sonnabend eine neue geben. Ihr Schade soll es nicht sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Volkslied.

Sie trugen einen Toten
Hinüber zu seinem Grab.
Es fiel von seinem Sarge
Eine weiße Nelke herab.

Die nahm ein froher Bursche
Und schenkt' sie seiner Maid;
Wie balde, ach! wie balde
Trug die ein Totenkleid!

Wär' jener Bursch' nicht kommen,
So sagen im Dorf die Leut',
Die Maid wär' nicht gestorben
Und lachte und fänge noch heut. —

Bruno Wiese.

Die Harmonika.

Von Carl Krebs.

Seltfam sind die Geschichte der musikalischen Ausdrucksmittel, der Tonformen und Instrumente. Von einer Welle der Liebhaberei emporgehoben, erscheint oft unerwartet eine besondere Gattung von Stücken, eine besondere Art der musikalischen Diktion, ein besonderes Tonwerkzeug an der Oberfläche, um durch die nächste Geschmacksbewegung wieder verschlungen zu werden. Wer weiß jetzt noch etwas von der Harmonika, die zur Zeit der Romantiker Schauer der Entzückung erregte, deren Klänge sensible Damen in wonnenvolle Ohnmächte versenkten und Dichter zu begeisterten Schilderungen entflammten? Verschwunden — vergessen!

Der Name, ja, der ist bekannt, aber er bezeichnet heute ein anderes Instrument als im 18. Jahrhundert: das Organ ländlicher Hausmusik, die Ziehharmonika. Auch sie hat ihre Reize, und wer auf dem Land groß geworden ist, kennt sie gar wohl. An stillen Sommerabenden ziehen ihre weich näselnden Töne durch die ruhige Luft; der junge Knecht, der Gärtnerburische entlockt ihr Melodien, die er hier und dort gehört, und singt etwas sentimentalisch schleifend beliebte Lieder zu ihrer Begleitung; und wenn die Dorfjugend vor dem Krug zusammentrifft, zur Zweisprach, zum Scherzen und Liebeln, dann gibt sie gegen ihre Natur auch Tanzweisen her, damit die Paare sich drehen können.

Diese Harmonika, die ich zärtlich in der Erinnerung hege, denn sie war das Werkzeug meiner ersten musikalischen Versuche, diese Harmonika meine ich nicht, sondern die Glasharmonika.

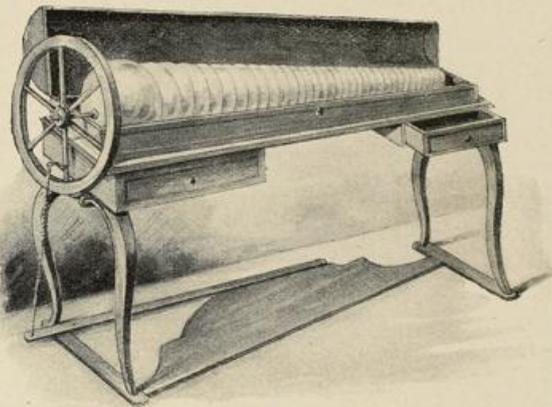
Hast du, verehrter Leser, schon einmal, wenn die Maibowle getrunken war, das Weinglas zum Singen gebracht, indem du mit feuchtem Finger über seinen Rand gefahren bist? Dann bist du ein Harmonikspieler primitiver Art gewesen, denn aus der Beobachtung, daß ein gestrichenes Glas langhallende, singende Töne gibt, und daß man durch eine Auswahl verschiedener großer Gläser, die sich mittels Wassers noch abstimmen lassen, eine ganze chromatische Tonleiter herstellen kann, ist dies Instrument entstanden.

Schon Harßdörffer erwähnt gegen Ende des 17. Jahrhunderts so einer „lustigen Weinnuß“ und meint auch, man könne, damit es besser klinge, die Gläser auf Terzen, Quinten und Oktaven richten. Zu wirklich musikalischer Übung scheint ein gewisser M. Puckeridge solche abgestimmten Gläser benutzt zu haben, indem er darauf Melodien spielte; er kam mitsamt seinem Instrument 1750 in London bei einem Brand um. Vielleicht hat von ihm Christoph Willibald Gluck, der Reformator der Oper, dies Glasinstrument kennen gelernt, denn wir wissen, daß er am 23. April 1746 in London im „Kleinen Theater am Heumarkt“ ein Konzert auf 26 Trinkgläsern gab, die mit Wasser ab-

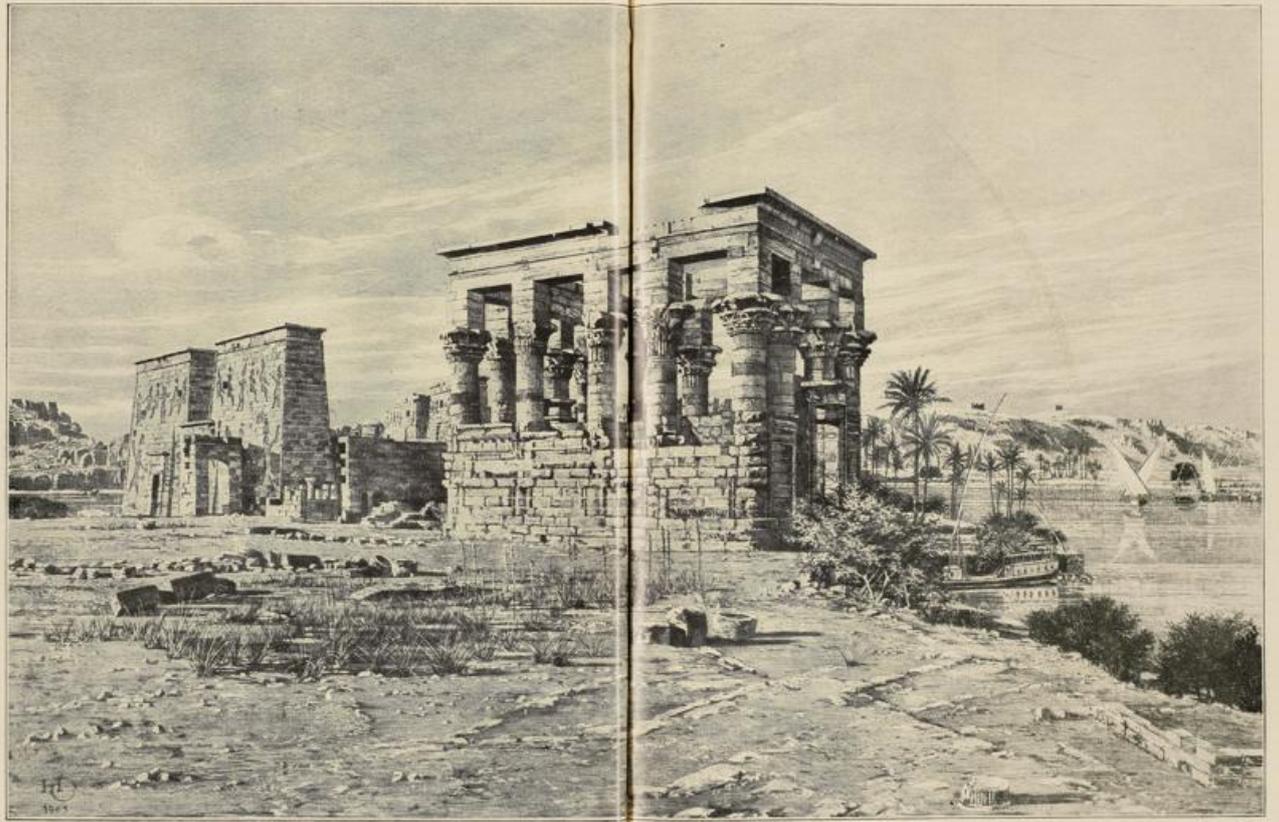
gestimmt waren. Oder liegt die Sache umgekehrt, und ist Gluck der Erfinder dieses Instruments? Der Bericht einer englischen Zeitung spricht wenigstens von einem „new instrument of his own invention“. Jedenfalls kamen solche Glasorgeln in England zu einer gewissen modischen Berühmtheit, denn Goldsmiths „fine ladies“ im „Vicar of Wakefield“, die höchst modern gestimmt sind, wollen sich nur vom Klatsch der vornehmen Gesellschaft unterhalten und von Kunstgeschmack, Malerei, Shakespeare sowie den „musical glasses“.

Wesentlich verbessert wurde dies Instrument 1762 von Benjamin Franklin, der statt der Gläser Glasglocken verwendete und sie auf eine Achse zog, die mittels einer Tretrammel und eines Schwungrads in gleichmäßige Umdrehungen versetzt wurde. Hält man nun die angefeuchteten Finger gegen diese rotierenden Glocken, so geben sie jenen schwebenden, ätherischen Ton, der an und abschwilt, je nachdem die Finger einen stärkeren oder schwächeren Druck ausüben, und dessen Klang von einem ganz eigentümlichen, nervösen Reiz ist. Gehaltene Harmonikaakkorde, langsam aneinandergebunden, haben etwas Zauberei, Außerirdisches, sie bringen eine Wirkung hervor, die bei keinem andern Instrument erreichbar ist, und Fürst Radziwill war nicht schlecht beraten, als er diesen Effekt in seiner „Faut“ musikalisch verwendete.

Bald nahmen sich die Virtuosen dieses „rührenden Instruments“ an. Die erste Künstlerin, die größeres Aufsehen als Harmonikaspielerin erregte, ist Marianna Davies, „ein englisches Frauenzimmer, welcher der Erfinder ein solches Instrument geschenkt hat“. Sie ist 1740 in London geboren, eine Verwandte Franklins, war anfangs Klavierspielerin und wandte sich dann der Harmonika zu. Mit ihrer Schwester Cäcilia, einer bedeutenden Sängerin, die später in Italien als „L'Inglese“ sehr gefeiert wurde, durchzog sie seit 1766 Europa, war zuerst in Paris, dann in Wien, in Italien und seit 1773 wieder in London, wo sie 1792 starb. In Wien sang Cäcilia bei den Hochzeitsfeierlichkeiten für den Herzog von Parma eine Kantate, die Metastasio gedichtet und Haffe für eine Singstimme mit Harmonikabegleitung komponiert hatte. Über Marianna erschien 1766 im „Hannoverschen Magazin“ ein Artikel von einem gewissen A. L. F. Meister, in dem über das Instrument und seine Spielerin folgendes gesagt wird: „Ihr Ton kommt der menschlichen Stimme näher als der Ton von irgend einem andern mir bekannten Instrument. Er vermischt sich mit der ihn manchmal begleitenden angenehmen Stimme dieses durchaus musikalischen Frauenzimmers auf eine so harmonische Art, daß es schwer wird zu unterscheiden, welche Töne sie mit dem Mund und welche sie mit den Fingern hervorbringt . . . Rolle Akkorde,



Franklins Harmonika.



314.
Karnak, Egypt.

Engraving by Ludwig von Rohde, after the original drawing by G. H. R. S. P.

geschwinde Läufe, Schwebungen, Triller und überhaupt die feinsten, geschmeidigsten Manieren lassen sich in großer Vollkommenheit auf der Harmonika ins Werk setzen.“ Der Berichterstatter schließt mit der Bemerkung, daß er die Davies „in Ansehung ihres melodiosen Singens, ihrer ton- und phantasiereichen Finger, ja selbst wegen des aus ihrer ganzen Person hervorleuchtenden musikalischen Tiefsinns gern selbst Harmonika nennen möchte“.

Noch größeren Ruhm erwarb sich Marianne Kirchgessner, die nach allem, was über sie berichtet wird, wohl die bedeutendste Künstlerin auf der Harmonika gewesen ist. Sie stammt aus Baden, wo sie 1770 in Waghäusel geboren wurde. Schon im Alter von vier Jahren erblindete sie. Ihr früh hervortretendes großes musikalisches Talent lenkte die Aufmerksamkeit des Speyerischen Domkapitulars Freiherrn von Beroldingen auf sie und veranlaßte ihn, sie zum Kapellmeister Schmittbauer in Karlsruhe zu geben, der, selbst ein tüchtiger Harmonikaspieler, das junge Mädchen vollständig ausbildete. Da sie für die Töne der Harmonika eine besondere Vorliebe und für das Spiel ein besonderes Geschick zeigte, so schenkte ihr der freiherrliche Mäcen ein solches Instrument, und nun trat sie, von ihrem väterlichen Freund und Beschützer, dem Rat Vohler, begleitet, große Kunstreisen an. Zuerst ließ sie sich in München hören, dann in Wien, wo Mozart von ihrem Spiel sehr entzückt war und zu ihrem Gebrauch ein Quintett für Harmonika, Flöte, Oboe, Viola und Violoncello komponierte; in ihrem Konzert am 19. Juni 1791 führte sie das Werk denn auch öffentlich vor. Es sei hier bemerkt, daß ebenso wie Mozart auch Haydn und Beethoven Stücke für die Harmonika geschrieben haben: der erste eine Solofzener für Sopran und Harmonika, der andere eine kaum bekannt gewordene melodramatische Begleitung zu dem Gedicht „Leonora Prohaska“ seines Freundes Dunder. Marianne zog dann weiter nach Berlin und spielte dort bei Hof an vier Abenden nacheinander, von den Fürstlichkeiten sehr ausgezeichnet, und nicht geringes Aufsehen erregte sie in Hamburg, Kopenhagen, Holland und London, wo sie sich 1794 zum erstenmal hören ließ. Nach ihrer Rückkehr auf das Festland unternahm sie eine weitere Reise, die sie bis nach Petersburg führte, immer getragen von rauschenden Erfolgen, und selbst, als sie sich in Gohlis bei Leipzig eine Villa gekauft und ein behagliches Heim geschaffen hatte, ließ ihr der Drang in die Öffentlichkeit keine Ruhe; 1802 zog sie aufs neue aus, um die Welt mit ihrem Spiel zu begeistern. Nach der Schweiz ging der Weg. In Stuttgart war am 26. Januar noch Johann Rudolph Zumsteeg, der in der „Schwäbischen Chronik“ auf Mariannens Kunstleistungen empfehlend hingewiesen hatte, in ihrem Konzert — am andern Morgen ereilte ihn der Tod. Auf einer zweiten Reise in die Schweiz 1808 starb auch die blinde Virtuosa in Schaffhausen. Der Dichter Schubart, der anfangs von der Harmonika nichts wissen wollte, schrieb, nachdem er Marianne Kirchgessner gehört hatte: „Ihr Spiel ist zum Bezaubern schön, es weckt nicht Traurigkeit, sondern sanftes, stilles Wonnegefühl, Ahnungen einer höheren Harmonie, wie sie die guten Seelen in einer schönen Sommermondnacht durchjittern. Unter ihren Fingern reißt der Glaston zu seiner vollen schönen Zeitigung und stirbt so lieblich dahin wie Nachtigallenton, der mitternachts in einer schönen Gegend verhallt.“

Der Ton dieser Beschreibung verlegt uns mitten in die tränenfelige und gefühlsüberschwengliche Romantik. Daß die weichen Klänge der Harmonika, die aus sich selbst wie mit sublimen Empfindungen beschwert erscheinen, auf romantisch gestimmte Gemüter ganz besonders tief wirkten, ist begreiflich, und so finden wir das Instrument von romantischen Dichtern viel umschwärmt: namentlich Jean Paul bringt ihm eine ungeweinte Verehrung entgegen und gebraucht es in manchem schönen Bild. So sagt er im Titan: „Das Requiem des Tages stieg herauf, der Zephyr des Klages, die Harmonika, flog wehend über die Gartenblüten, und die Töne neigten sich auf den dünnen Lilien des aufwachenden Wassers“, oder im

Hesperus: „Oh, der Schmerz der Wonne befriedigte ihn, und er dankte dem Schöpfer dieses melodischen Edens, daß er mit den höchsten Tönen seiner Harmonika, die das Herz des Menschen mit unbekanntem Kräften in Tränen zersplittern, wie hohe Töne Gläser zersprengen, endlich seinen Busen, seine Seufzer und seine Tränen erschöpfte; unter diesen Tönen, nach diesen Tönen gab es keine Worte mehr — das sprachlose Herz sog schwellend die Töne in sich und hielt die äußeren für innere — und zuletzt spielten die Töne nur leise wie Zephyr und den Wonneschlaftrunkenen —“ Und noch sonst oft klingen Harmonikaglocken in Jean Pauls Sprache.

Die Blütezeit des Harmonikaspiels war das letzte Drittel des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts. Eine ganze Anzahl tüchtiger, selbst hervorragender Musiker widmete sich dem Glasinstrument, z. B. der Dresdner Hofkapellmeister Rammann, der auch sechs Sonaten für Harmonika schrieb, zweifelhafte Stücke, die immer die Folge von Adagio und Allegretto (Andante, Menuetto) aufweisen, und die mit bemerkenswerten Schwierigkeiten, Zweihunddreißigstelpassagen und dergleichen ausgestattet sind. Ferner sind zu nennen J. Fr. Reichardt, J. C. Müller in Leipzig, der die erste und einzige Harmonikschule verfaßte, sodann der durch seine Beziehungen zu Mozart bekannte Normallehrer Mesmer in Wien, C. L. Köllig, auch als Komponist für das Instrument tätig, W. Brettl in Darmstadt und viele andere. In Darmstadt war die Harmonika in der Hofkapelle vertreten, weil die Fürstin Luise, spätere Großherzogin von Hessen, das Instrument sehr liebte und selbst geschickt spielte. Nach Brettl war dort C. F. Pohl, Sohn von Emanuel Pohl in Kreibitz, dem ersten deutschen Harmonikafabrikanten und Vater des Haydn-Biographen, als Harmonikaspieler angestellt bis zum Jahr 1818, wo der Posten einging. Pohl war der letzte bedeutende Virtuose auf diesem Instrument, der konzertierend durch die Welt zog; von seinem Spiel wird gesagt, daß es zwar nicht Schwierigkeiten bevorzuge, wie sie die Kirchgessner hören ließ, doch in seiner Gebundenheit dem Wesen der Harmonika mehr angemessen sei. Als Kuriosum sei erwähnt, daß Pohl in einem Berliner Konzert 1812 ein Trio auf drei Harmonikas ausführte: an der zweiten wirkte seine Frau, an der dritten der berühmte Chirurg Karl Ferd. v. Gräfe mit. Leider endete dieses Konzert insofern mit einem Mißklang, als die eine der Harmonikas, die der Besitzer nur unter Widerstreben hergesehen hatte, durch eine Unvorsichtigkeit der Träger umgeworfen wurde, wobei alle Glocken zerbrachen.

Das Spielen der Harmonika sollte, so wurde behauptet, durch die Vibrationen der Glocken, die sich auf die Finger übertragen, die Nerven angreifen und die Gesundheit schädigen. Nachlig und Müller verteidigten zwar das Instrument gegen diesen Vorwurf, aber trotzdem fehlte es nicht an Verurkungen, die direkte Berührung der Finger mit den Glasglocken aufzuheben und überhaupt die Traktur zu vereinfachen. Abbé Mazzuchetti brachte die Glocken durch einen mit einem Gemisch von Kolophonium, Terpentin und Wachs bestrichenen Violinbogen zum Klingen; Hessel, ein deutscher Mechaniker in Petersburg erfind 1785 die Klavierharmonika, Köllig folgte 1786 mit einer ähnlichen Konstruktion, und 1798 erbaute Professor S. Klein in Petersburg eine Tastenharmonika, bei der den Glocken durch kleine Stückchen angefeuchteten Schwammes, die auf Polstern von Filz befestigt waren, die Töne entlockt wurden. Viele andere Versuche ähnlicher Art folgten, aber keiner hat neben der ursprünglichen einfachen Harmonika sich behaupten können. Denn einmal nutzten sich alle die Körper, die die Reibung durch Menschenhand ersetzen sollten, zu schnell ab, dann büßte aber auch der Ton an Reiz ein. Gerade der Umstand, daß der feinnervige Finger unmittelbar den Ton bildete und ihm jede Nuance geben konnte, verließ dem Harmonikaklang seine Zartheit und eigentümlich sinnliche Farbe.

Je weiter das Jahrhundert vorrückte, um so mehr erschöpfte sich die Wirkung und Ausbreitung der Harmonika. 1820, nach dem Konzert einer Harmonikaspielerin in Berlin,

konnte die „Spener'sche Zeitung“ die Frage aufwerfen, warum die Harmonika nicht mehr so wirke wie ehemals, ob das an den durch das viele Pauken, Trompeten und Posaunieren verwöhnten Ohren liege. G. T. A. Hoffmann griff die Frage auf und ließ seinen Kapellmeister Johannes Kreisler sich bindig über das Instrument äußern. Es sei, meint dieser, nicht, wie der „Freimütige für Deutschland“ behauptete, das schönste und tonvollste, sondern in musikalischer Hinsicht eins der ärmsten und unvollkommensten Instrumente, denn jede Melodie klinge auf der Harmonika wenigstens dem feineren Ohr steif und ungelent, da der Mechanismus des Instruments es auch dem geübtesten Spieler unmöglich mache, die Töne zu verbinden. Ferner sei der Umfang zu gering, der kräftige Bass fehle, deshalb klangen selbst Sätze im gebundenen Stil dünn und „jung“ darauf. Nur der Ton an sich war es, der Bewunde-

rung, ja durch den Reiz des Neuen ungewöhnliches Staunen erregte. Dies Wohlgefallen an dem gestaltlosen Stoff konnte aber unmöglich lange währen und mußte desto mehr schwinden, je unbefriedigter alle Ansprüche auf musikalische Gestaltung geblieben waren. Zudem fiel das Aufkommen der Harmonika in die Periode der schwachen Nerven, und da es nun hieß, daß das Instrument magisch auf die Nerven wirke, so konnte es nicht fehlen, daß sich die Harmonika aller empfindsamen Seelen bemächtigte. Die Zeit der schwachen Nerven und der Ohnmachten sei nun aber so ziemlich vorüber . . .

Das ist das Grablied, das ein vorzüglicher Musiker der Harmonika sang. Seitdem trat sie immer mehr in den Hintergrund, und heute finden wir sie nur noch in Sammlungen alter Musikinstrumente, wo wir sie betrachten wie irgend ein Fossil im naturhistorischen Museum. Sie transit gloria!

Der stille Weg.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

Als ihm der Jäger vor der Haustür das Pferd abnahm, sah Henner zu seinem Erstaunen, daß die auf den Markt hinausgehenden Fenster seines Wohnzimmers hell erleuchtet waren. „Err H'Oberleutnant Artung siezen h'oben, h'all zu wenigste zwei Stunde“, rapportierte der brave Dchotny. Da wäre Henner am liebsten wieder umgekehrt, um sich in irgend einer Kneipe allein hinter eine Zeitung zu setzen, stumpfsinnig irgend etwas Gedrucktes zu lesen, nur allein sein und niemand Rede und Antwort stehen müssen! Aber an ein Ausweichen war jetzt nicht mehr zu denken, der da oben hatte natürlich schon längst am Hüfeklapper auf dem stillen Marktplatze gemerkt, daß er heimgekehrt war.

„Na, ist gut, Dchotny! Und die Bessie gründlich abreiben, dreimal um den Marktplatz führen . . .“

„Befell, Herr H'Oberleutnant! H'armes Bessie jeste ganz naß, h'und h'Atmen geht w'e aus Lokomotive . . .“

„Ja, ich bin ein bißchen scharf zugeritten, Dchotny. Na, ich komm' nachher noch 'mal in den Stall . . .“ Und Henner von Sacrow stieg langsam die knarrende Holzstiege zu seiner Wohnung empor.

„Guten Abend, Henner!“ Der Oberleutnant Hartung stand auf, rechte den vom langen Sigen steif gewordenen Körper und klappte Dießels „Niederjagd“ zu, mit der er sich die Zeit des Wartens vertrieben hatte. „Und entschuldige, ich hätte dich nicht gestört, aber ich bin in höherem Auftrage hier. Meine Gattin befahl, dich heute abend nicht allein zu lassen, und ich wurde fast eifersüchtig auf so viel Liebe; denn — man staune — sogar den Hausschlüssel hab' ich mitgekriegt!“ Das sollte scherzhaft klingen, aber Henner fühlte deutlich, wie der Blick des Freundes sich ängstlich forschend auf sein Gesicht richtete. Da zwang er sich zu einem Lächeln.

„Ordentlich rührend, Franzel, und beim Heimkommen bitte ich einen ganz gehorsamen Handkuß auszurichten. Aber es ginge mir wieder leidlich. Und hat sie dir erzählt, daß ich, als ich ihr auf der Maldeiner Chaussee begegnete, ein bißchen verrückt gewesen bin?“

„Keine Silbe“, log der Oberleutnant Hartung. „Ich habe auch weiter nicht gefragt, war froh, mal herauszukommen.“

„Na ja, man hat manchmal seine Stimmungen. Nervös ist man ja, Gott sei Dank, und ich war vielleicht ein wenig unhöflich. Und weil ich mich hinterher darüber ärgerte, hab' ich meine Bessie ein bißchen malträtiert . . . eins ihrer Eisen fing an zu klappern, ich mußte in der Nekower Dorfschmiede vorsprechen, um es abreifen zu lassen, und zurück ging es natürlich sehr langsam, sonst wäre ich schon längst zu Hause gewesen . . .“

Auch das war gelogen, sagte sich der Oberleutnant Hartung, denn er hatte Bessie vorhin auf vier richtig gehenden Hufen

über das Pflaster des Marktplatzes klappern gehört, und was seine geliebte Gattin war, die hätte jetzt sicherlich vorwurfsvoll gesagt: Henner, wozu diese Heimlichkeiten zwischen uns beiden? Sehr teilnehmend natürlich, aber, wenn man wirklich helfen wollte, so verkehrt wie nur irgend möglich! Ein Mann, dem im Innern augenscheinlich für eine ganze Weile lang alles entzweigegangen war, mußte anders angefaßt werden!

„Na, Henner, und wie ist's nun? Wollen wir ins Kasino rübergehen und bei einer geruhigen Partie Billard eine Pulle Sekt trinken?“

„Franzel, ich bin müde, und morgen früh muß ich mit Sonnenaufgang heraus. Meine Kompanie stellt die Scheibenarbeiter, und wenn mein tüchtiger Siewers auch von Spandau mit allen Errungenschaften der sogenannten modernen Technik zurückgekommen ist, einmal nach dem Nechten sehen, ziert den Kompanieführer!“

„Aber natürlich, allemal. Nur schade! Endlich einmal hat man den Hausschlüssel erwischt, drei Taler in der Tasche, in der Brust aber einen unzählbaren Latendrang, und dann soll man den so verheißungsvoll begonnenen Abend mit zwei Stunden Lektüre über die Abführung des Gebrauchshundes beschließen? Und glaub' mir, mein Alter, auch der solide Mensch muß sich mal von Zeit zu Zeit einen gediegenen Kagenjammer antrinken, das gibt einen Ruhepunkt in der Betrachtungsweise der menschlichen Dinge. Wenn einem hinter der Stirn die Ameisen krabbeln, der Tschako sich in ein schmerzendes Stück Kopfhaut verwandelt, dann steht man endlich einmal auf dem so notwendigen Standpunkt der absoluten Bursfigkeit: Laßt mich alle zufrieden, nur meine Ruhe will ich haben! Und eins noch, Henner: wegen Quessendorfs schwör' ich Urfehde. Nicht ein Wort natürlich von diesen Sachen, die du mit dir ganz allein abzumachen hast!“

Henner von Sacrow schüttelte dem Freund die Hand, und es stieg ihm heiß in den Augen empor. Welch' ein prächtiger, zartfühlender Kerl! Und er hatte recht: es war wirklich gescheiter, den Abend mit irgend einer ablenkenden Unterhaltung zu verbringen, statt in der einsamen Stube auf und ab zu laufen wie ein eingesperrter Wolf; allerhand Pläne im Herzen, einen immer aberwitziger als den andern, dabei aber das lähmende Ohnmachtsgefühl in den Armen . . . Nichts als abwarten, denn jeder Schritt, den er unternahm, mußte ihn unrettbar der Lächerlichkeit ausliefern . . . Ja, wenn er in diesen acht Tagen nicht fortgeblieben wäre! Aber jetzt mit einem Mal auf Rechte pochen, deren er sich selbst freiwillig begeben hatte? . . . Ein Achselzucken würde die Antwort sein oder ein herzhaftes Lachen!

Im Kasino war's einsam. Nur zwei Herren saßen im Lesezimmer, in ihre Zeitungen vertieft: der unverheiratete Hauptmann der ersten Kompagnie von Kreienberg, ein wortfarger, schon stark ergrauter Herr mit verbittertem Gesicht, und sein Oberleutnant Kalkhoff, groß und starkknöchig von Gestalt, in dem unschönen, hartlosen Gesicht ein Paar gutmütiger, blauer Augen über einer langen, von der Mitte an ein wenig nach links gebogenen Nase und noch ein gut Teil schweigsamer als sein Freund und Kompagniechef. Moltke I. und II. hatte sie der Kasinowitz getauft, und es ging die Sage, sie hätten sich eines Abends, als sie außer einem Händedruck zur Begrüßung und zum Abschied nicht ein einziges Wort gewechselt, mit der gegenseitigen Versicherung getrennt, sich schon seit langer Zeit nicht mehr so ausgezeichnet unterhalten zu haben. Beide trugen ihren Übernamen aber noch aus einem andern Grund: jedem von ihnen war zu Beginn eine glänzende militärische Laufbahn vorausgesagt worden, aber die Prophezeiungen waren nicht in Erfüllung gegangen. Bei dem Älteren, weil er sich durch seine rücksichtslose Offenheit überall Feinde machte, bei dem Jüngeren aber, weil sein ungelenktes, weltfremdes Wesen ihn zur Verwendung in höheren Adjutanturposten ungeeignet erscheinen ließ; und für die Berufung in den Generalstab war er nach Absolvierung der Kriegsakademie zu jung gewesen, mangelten wohl auch bei aller Tüchtigkeit die oft so nützlichen Verbindungen. Als man aber den auf der Kriegsakademie zum Oberleutnant Beförderten wieder zu seinem Truppenteil zurückgeschickt hatte, schien man ihn „da oben“ vergessen zu haben. Ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß es die ersehnte Berufung zu einem der üblichen Kommandos brachte, die die Einleitung einer besonders raschen Karriere bilden, und allmählich grub sich auch in das Gesicht des Jüngeren ein Zug leiser Verbitterung. Und wenn die Kameraden ihn bei seinem Spitznamen riefen, klang es wie ein Unterton spöttischen Bedauerns hindurch: ein „Moltke“, der es zu nichts gebracht hatte; wenn es aber an die Winterarbeiten ging oder an die Lösung einer besonders schwierigen Aufgabe, wußten sie ihn zu finden . . .

Als Henner von Sacrow und der Oberleutnant Hartung das Lesezimmer betraten, hoben die beiden in ihre Lektüre vertieften Herren kaum den Kopf. Henner wollte nach kurzem Gruß ins Billardzimmer vorangehen, aber dem Oberleutnant Kalkhoff schien mit einem Mal bei seinem Anblick etwas einzufallen. Er erhob seine lange Gestalt aus dem bequemen Klubsessel. „Ach, lieber Sacrow, auf ein Wort!“ Und als Henner stehen blieb, fuhr er ein wenig stockend fort: „Nämlich, ich hätte gern eine kurze Auskunft von Ihnen. Heute mittag bei Tisch wurde mehrfach der Name Schmielke genannt, und wo Sie doch so viel in dem Duesendorfer Hause verkehren . . .“

Henner von Sacrow wandte sich kurz ab. „Bedaure, lieber Kalkhoff, bin wegen zu vielen Dienstes seit mehr als acht Tagen nicht drüben gewesen, der Name ist mir ganz fremd.“ Und er schritt sporenklirrend aus dem Zimmer.

Der Oberleutnant Kalkhoff ließ sich, ein wenig verwundert, in den Sessel zurückfallen. Was hat er denn nur? Ich wollte ihn doch nicht kränken? Der Hauptmann von Kreienberg aber sah über den Rand seiner Zeitung.

„Zu ‚einsam‘ ist auch nicht gut, Kalkhoff! Wer spricht denn im Haus des Gehentken vom Strick? Dieser Schmielke ist doch ‚der Andere!‘“ Und er wandte sich wieder seiner Lektüre zu.

„So so“, sagte der Oberleutnant Kalkhoff, ohne verstanden zu haben, las ebenfalls weiter, um nach einer ganzen Weile des Schweigens plötzlich zu bemerken: „Was geht denn das eigentlich Sacrow an? Ich meinte doch ein junges Mädchen!“

Jetzt begann der Hauptmann von Kreienberg der Fall zu interessieren, er legte die Zeitung fort. Sein Freund Kalkhoff, der sonst jeder weiblichen Unterhaltung in weitem Bogen aus dem Weg ging, beschäftigte sich in seinen Gedanken mit einem jungen Mädchen? . . . Und er richtete einen fragenden Blick auf ihn, unter dem der andere unwillkürlich erröte.

„Das heißt, jetzt wird sie ja ein gutes Ende älter geworden sein . . . vier oder fünf Jahre sind's ja her . . . na ja, und da dachte ich . . .“

„Was dachten Sie, Kalkhoff“, fragte der Hauptmann streng, „vielleicht gar ans Heiraten?“

Der andere lachte verlegen auf. „Unsinn . . . Das heißt, der Herr Hauptmann werden verzeihen, also ich und heiraten? Ich denke ja gar nicht daran. Es war ja auch noch ein Kind, als ich sie zum letztenmal sah, vierzehn Jahre vielleicht.“

„Na, und weshalb fragen Sie da nach ihr? . . .“

„Weil . . . Gott, na, man fragt mal so, Herr Hauptmann. Wir haben uns drei Jahre lang fast täglich getroffen, wenn sie aus ihrer Schule und ich von der Akademie kam, na, und schließlich grüßten wir uns. Ich hatte sie nämlich einmal von einer Kohorte Gassenjungen befreit, hob ihr die Bücher auf und . . . aber, was meinen Herr Hauptmann, ob ich vielleicht Sacrow um Entschuldigung bitte? Ich wollte ihn doch nicht kränken und weiß auch jetzt noch nicht . . .“

„Um Gottes willen! Würde die Sache nur verschlimmern. Und geschieht ihm recht. Wieder mal einer, den diese langhaarige Menschenfalte auf dem Gewissen hat, aber nur ein Esel geht hin und hängt sein Herz daran!“ Der Hauptmann von Kreienberg griff wieder nach seiner Zeitung. „Und Sie, lieber Kalkhoff, nehmen Sie sich ein warnendes Exempel. Aus kleinen Mädchen werden heiratsfähige junge Damen, na also, es täte mir leid, wenn ich mich für die paar Jahre, bis man mich als charakterisierten Major in die Verrentung gehen heißt, noch nach einem andern passenden Umgang umsehen müßte!“

Der Oberleutnant Kalkhoff lachte auf — wie dem andern scheinen wollte, mit nicht ganz reinem Gewissen — und die Unterhaltung zwischen den beiden Moltkes war zu Ende, wohl die längste, die sie je über außerdienstliche Fragen miteinander geführt hatten. Danach wollte auch trotz andauernden Schweigens keine rechte Stimmung mehr aufkommen, und man ging früher auseinander als sonst. Der Hauptmann mit einem unbestimmten Mißtrauen im Herzen, der Oberleutnant Kalkhoff aber mit dem festen Vorsatz, durch ein paar Stunden strenger, wissenschaftlicher Arbeit der Erinnerung wieder Herr zu werden, die der zufällig an sein Ohr gedrungene Name in ihm geweckt hatte: der Erinnerung an ein halbwüchsiges Mädel mit blauen Augen, das ihm lange gefehlt hatte, als mit einem Mal die täglichen Begegnungen beim Nachhausekommen aufhörten . . .

* * *

Die Kasinordnung war gegangen, um die bestellte Flasche Sekt zu holen; der Oberleutnant Hartung hatte schon längst den ersten, verfehlten Stoß getan — er war nie ein besonderer Künstler auf dem Billard gewesen — aber Henner von Sacrow stand noch immer auf sein Queue gelehnt und sah mit zusammengebißnen Zähnen in den mondbeschiemenen Kasinogarten hinaus.

„Henner, schlaf nicht, du bist an der Reihe!“

„Ach so! Entschuldige.“ Er trat zum Billard, statt aber zu stoßen, schlug er mit dem Queue einen scharfen Luftstich. „Also, es muß etwas geschehen, irgend etwas! Alle Welt macht sich ja schon über mich lustig!“

„Na, na, na, ein bißchen weniger heftig, mein Jungchen, so ein Ding kostet zwanzig Mark, wenn es kaputt geht. Und nicht immer den Größenwahn haben, sich einbilden, man stünde im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses! Ist die Tatsache, daß Herr Schmielke sich hier im Kreis antaufen will, vielleicht ein streng behütetes Geheimnis zwischen dir und der Duesendorfern? . . . Na also, weshalb soll man da sich hier im Kasino über den Herrn nicht unterhalten, ohne dabei gleich an dich zu denken?“

Henner sah den Freund unsicher an. „Meinst du wirklich?“

„Aber natürlich! Oder glaubst du, der einsame Kaldhoff hätte sich vielleicht an dich gewandt, wenn heute mittag dein Name mit dem des Herrn Schmielke in irgendeine Verbindung gebracht worden wäre?“

„Du hast recht, Franzel! Seit ich den Brief gekriegt habe, benehme ich mich wie ein halber Narr!“ Und er legte zum Stoß an, machte mechanisch ein Duzend eleganter Bälle hintereinander. Plötzlich aber warf er das Neue auf das grüne Tuch, und ein kurzes Aufschluchzen kam aus seiner Brust. „Franz, nimm's mir nicht übel, aber ich kann nicht!“

„Um Gottes willen, so nimm dich doch wenigstens vor dem Kerl da zusammen!“

Die Ordmanz trat in das Zimmer und stellte den Sektfüßel mit der geöffneten Flasche auf den kleineren Tisch vorm Fenster. „Haben der Herr Oberleutnant sonst noch Befehle?“

„Nein, wenn wir Sie brauchen, werd' ich klingeln!“

Der Oberleutnant Hartung schenkte ein und trat mit den gefüllten Gläsern zu Henner hinüber, der sich beim Eintritt der Ordmanz zu dem Neueständer gewendet hatte.

„Da trink mal erst einen Schluck, damit die verfluchten Nerven sich ein bißchen beruhigen . . . Was einem vom Schicksal bestimmt ist, muß man ausbaden! . . . Im übrigen aber bin ich durchaus nicht so pessimistisch gestimmt wie meine verehrte Gattin.“ Und er sprach eine ganze Weile lang tröstliche Worte, an die er selbst nicht glaubte, führte allerhand Gründe für seine Annahme ins Feld, daß die Komtesse Alig sich zum mindesten noch zuwartend verhielte, alles nur, um dem armen Kerl da wenigstens über diesen gefährlichen Zustand des vollkommenen Zusammenbruchs hinwegzuhelfen, den Zustand, in dem man die einzige Torheit beging, die nicht mehr gutzumachen war . . .

Henner hatte das dargebotene Glas erst zurückgewiesen, jetzt wendete er sich um und stürzte es auf einen Zug hinter. „Gib dir keine Mühe, Franzel, ich war selbst in Duesendorf drüben!“

„Und hast mit Alig gesprochen?“

„Nein, aber gesehen und gehört genug. Und jetzt laß mich nach Haus, Franz, ich bin heute wirklich nicht genießbar, du aber findest ja Gesellschaft!“ Er wollte sich zur Tür wenden, aber der Oberleutnant Hartung vertrat ihm den Weg. Nur Zeit gewinnen, denn in den flackernden Augen des andern stand deutlich der letzte, verzweifelte Entschluß geschrieben . . .

„Unsinn, Henner, und, wer weiß, was für Torheiten du dir einredest!“

„So quäl' mich doch nicht unnützlich, mir kann kein Mensch mehr helfen. Und gib mir, bitte, die Tür frei, ich bin doch kein Kind mehr, das einen Vormund braucht . . .“

Franz Hartung rechte sich heraus. „Hallo, mein Junge, wird's ernst? Also dann laß dir sagen, du kommst nicht eher aus diesem Zimmer heraus, bis du mir bewiesen hast, hörst du: bewiesen, daß ich unrecht habe. Dann kannst du mit deinem Leben anfangen, was du lustig bist. Sich aber auf eine bloße Meinung hin totschießen, oder weil einem so danach zumute ist? . . . Wie ein gekränkter Primaner!“

Henner verfärbte sich — „Wer sagt dir denn, daß ich . . . also ich denke nicht daran“ — aber ließ sich ohne Widerstreben ins Zimmer zurückführen und auf den Stuhl neben der Sektflasche niederdrücken.

„So, trink mal erst und dann, bitte, deine Beweise!“

„Eine Frage erst noch, Franzel.“

„Na, bitte!“

„Also heute mittag konntest du nicht genug Gründe finden, mir abzuraten, und jetzt redest du mir zu?“

„Das erklärt sich sehr einfach, mein Jungchen, weil ich heute mittag den ganzen Fall höchst oberflächlich beurteilte — du wirst mir zugehören, nicht ohne deine Schuld. Nachdem ich aber gesehen habe, daß diese Affäre, die ich für einen bloßen Flirt hielt, dein Schicksal ist, mein Jungchen . . . Und nur kein Mißverständnis! Ich rede dir gar nicht zu, will nur deine Beweise kennen lernen, um dir dann vollkommen freie Hand zu lassen! . . .“

Henner sah dem Freund forschend ins Gesicht, ob er's auch wirklich ehrlich meinte. „Du, Franz, falls du beabsichtigen solltest, mich einzuwickeln?“

Der andere wurde ordentlich ärgerlich! „Wenn du mir so etwas zutraust, dann lassen wir's doch lieber!“

„Na denn also!“ Henner atmete tief auf, und in seine erloschenen Augen trat ein Schimmer neu erwachender Hoffnung. Vielleicht hatte der liebe Kerl da drüben recht, vielleicht war es gar nicht so schlimm? . . . Und er begann zu erzählen, erst ein wenig stockend, dann aber geläufiger, wie es plötzlich über ihn gekommen wäre, sich um jeden Preis Gewißheit zu verschaffen, selbst auf die Gefahr hin, auf seinem heimlichen Laufherposten ertappt zu werden. Er schilderte, was er gesehen und gehört hatte; beim Erzählen aber schon glaubte er zu fühlen, auf wie schwachen Füßen seine eigene Beweisführung stand. Als er endlich fertig war, stellte sich Franz Hartung breitbeinig vor ihn hin und lachte herzhaft. „Das ist alles? Weil sie endlich heruntergekommen war und ein paar ihrer Liederchen gesungen hat, wirfst du ihr gleich schmäde Untreue vor? Ja, weißt du denn, wie sehr ihre wohllobliche Verwandtschaft, diese Bande, sie vorher gequält haben mag? Nein, mein Jungchen, das sind keine Beweise! Und wenn ich dir jetzt einen guten Rat geben darf: Wart' ein paar Tage ab!“

„Soll ich sie denn in dem Kampf so ganz ohne Unterstützung lassen, Franz?“ warf Henner ein.

„Nein, natürlich nicht, selbstverständlich nicht, hättest mich nur ruhig ausreden lassen sollen. Also morgen schickst du ihr eine reichliche Faust voll Rosen mit einem diplomatischen Brieflein, in dem du furchtbar bedauerst, daß du wegen übermäßigen Dienstes dich so rar hättest machen müssen . . .“

„Na, und wenn ich persönlich hinüberreiten würde, Franzel?“

Der Oberleutnant Hartung stellte sich, als ob er angestrengt nachdachte. „Om, das täte ich nicht, Henner. Das würde so ausüben, als hättest du Angst gekriegt vor dem andern. Nein, so ist es schon besser. Sie weiß ja Bescheid, wie du genommen bist, und das wirst du ihr doch noch zutrauen, daß sie sich, wo sie deiner sicher ist, diese Progenbagage vom Hals halten wird?“

„Franz, wenn du recht hättest . . .“

„Necht? Ich weiß es, sage ich dir. Aber eins bitte ich mir natürlich aus, Henner: der erste Junge wird nach mir getauft! Ich versprech's dir, ich werd' ihn ein ordentlicher Pate sein!“

Henner von Sacrow atmete tief auf. „O Gott, Franzel! Und hab Dank für alles. Wie es auch kommen mag, ich werd' dir den heutigen Abend nicht vergessen!“

„Na, na, na, man nicht so stürmisch und nicht die Hand kaput drücken, mein Jungchen! Wir wollen doch erst und endlich mal unsere Partie auspielen, nicht wahr . . .?“

Als der Oberleutnant Hartung endlich heimkehrte, pfliffen schon die Spazier von den Dächern. Und er gedachte, sich auf bloßen Strümpfen heimlich ins Schlafgemach zu schleichen, aber ein heimtückischer Zufall führte ihm einen Stuhl in den Weg, der bei seiner Annäherung mit lautem Poltern umfiel. Da richtete die Gattin sich natürlich im Bett auf, aber merkwürdigerweise gleich so wach, als ob sie überhaupt nicht geschlafen hätte. „Na,“ sagte sie ironisch, „es hat den Anschein, als hättest du von der Medizin, die du dem andern einzugeben gedachtest, auch einige Teelöffel voll eingenommen!“

„Nicht zu knapp, Augapfel meiner Seele,“ erwiderte er mit ein wenig schwerer Zunge, „aber die Hauptsache: der Zweck der Übung dürfte erreicht sein. Wie einen nassen Saß hab ich ihn seinem Jäger in die Arme gelegt, morgen früh kann er nicht aus den Augen sehen vor Jammer. Na, und so rasch wird sich dieser Herr Schmielke wohl nicht verloben!“

„Entschuldige, Franz,“ versetzte die Gattin, „aber das letzte hab' ich nicht recht verstanden!“

„Ist auch nicht nötig, Traum meiner Nächte. Wenn ich's nur im Augenblick für recht befunden habe . . . Morgen früh

fällt's mir vielleicht wieder ein, aber ist auch egal . . . jedenfalls hab ich mich sehr gemein und hinterlistig benommen, anspeien hätte ich mich können, aber die Hauptsache: Zeit und noch einmal Zeit! Er hatte es nämlich — hopla — verdammt eilig heute abend . . . !“

Frau Annemarie glaubte verstanden zu haben, sie forschte nicht weiter. Nur als der Gatte endlich den Deckenzipfel über

das rechte Ohr gezogen hatte, fragte sie: „Soll ich dir nachher nicht doch lieber durch den Jäger krank melden lassen. In drei Stunden fängt nämlich dein Dienst an!“

„Krank melden, mich? Unsinn, Augapfel, geliebter! Immer noch derjenige, welcher! Und wer soll denn sonst aufpassen daß er keine — hopla — Dummheiten begeht? . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Das Zimmeraquarium sonst und jetzt.

Von Max Hesdörffer. — Mit Illustrationen von W. Schröder.

Vor fünfzig Jahren, im Jahr 1856, veröffentlichte Emil Adolf Rehm in der „Gartenlaube“ unter dem Titel „Der See im Glase“ eine eingehende Schilderung des Zimmeraquariums, die in weitesten Kreisen das Interesse für das Tier- und Pflanzenleben des Wassers anregte und späterhin das mäch-

tige Aufblühen einer volkstümlichen Liebhaberei zur Folge hatte. Am 3. März dieses Jahres waren hundert Jahre seit der Geburt Rehms verfloßen; er erlag am 8. April 1867 einem Nierenleiden, noch bevor es ihm vergönnt war, sich an dem Erfolge seiner Bestrebungen für die Verbreitung naturwissen-

schaftlicher Erkenntnis zu erfreuen. Seiner in der „Gartenlaube“ veröffentlichten Abhandlung ließ Rehm ein Jahr später ein Buch über das Aquarium folgen, und durch diese Veröffentlichungen ist er der Vater unserer heutigen Aquariumliebhaberei und -kunde geworden.

„In der Heimat ein Fremdling zu sein, ist für jedermann ein Schaden und eine große Schande“, sagte Rehm, und dieser Erkenntnis entsprechend, suchte er in seiner Abhandlung dem Leser ausschließlich das Pflanzen- und Tierleben der heimischen Gewässer näherzubringen. Nur bei den Fischen nennt er auch einen Ausländer, den Goldfisch, „von Nationalität ein Chinese, der einzige aus fremden Weltteilen bei uns eingeführte Fisch“. Ein halbes Jahrhundert ist inzwischen verfloßen, die Zeiten haben sich geändert, das jedem Naturfreund leicht erreichbare Tier- und Pflanzenleben der heimischen Natur hat leider für nur zu viele Menschen den Reiz verloren, die harmlose Naturliebe ist vielfach zum kostspieligen Sport geworden, und so sind denn auch dem Goldfisch, dem einzigen Ausländer von damals, Fremdlinge aus aller Herren Ländern gefolgt. Der schlichteste Arbeiter, der dieser Liebhaberei Interesse entgegenbringt, muß heute sein Aquarium mit fremdländischen Fischen und Pflanzen besetzen, und so ist es denn erklärlich, daß die moderne Aquarienliebhaberei weit mehr die Kenntnis der fremdländischen Wasserfauna und -flora als jene der heimischen gefördert hat. Die Aquarienliebhaber, denen so manche fremde Pflanze, so mancher tropische Fisch bekannt sind, vermögen oft nicht die verbreitetsten heimischen Wasserpflanzen, die häufigsten Fische unserer Gewässer beim richtigen Namen zu nennen, sie sind Fremdlinge in der Heimat geblieben.

Wenn es überhaupt nur die Fische der Fremde und nicht diejenigen der Heimat gewesen sind, denen das Aufblühen der Aquarienliebhaberei zu danken ist, so hat dies in erster Linie seine Ursache in der weit verbreiteten menschlichen Schwäche, alles nach Geldeswert abzuschätzen. Einige muntere Fischchen, die



Einheimische Aquarienfische.

Goldfisch (oben links), Gürtel (oben rechts), darunter dreistacheliger Stichling, in der Mitte zwischen den Seerosenstielen Schräger, darunter links Hecht, rechts Flußbarsch. Unten von links nach rechts: Schlammbeißer, Silberkarppe und Bitterling mit Maternmuschel.

man im ersten besten Teich oder Feldbach erbeuten kann, deren Pflege und Zucht in der Häuslichkeit eine Fülle reiner Freuden bieten würde, haben für den Durchschnittsliebhaber keinen Reiz, weil sie nicht mit barem Geld abzuschätzen sind. So mußte es denn von Anfang an der einzige Fremdling sein, der hübsch gefärbte, aber langweilige Goldfisch, den man in der Häuslichkeit hielt. Ihn pflegte man in den heute verpönten, bauchigen Goldfischkuppeln, die auf einem tönernen oder gußeisernen Gestell ruhten, dessen Schmuckstück ein Fischer oder eine schöne Fischerin bildete. Man füllte das Glas mit möglichst kaltem Wasser, nicht ahnend, daß es den Tieren Dual bereite, setzte zwei Fische hinein, fütterte entweder gar nicht oder ungenügend, erneuerte gelegentlich das Wasser und hatte seine Freude an den gemarterten lebenden Schaustücken, die in ewig gleichmäßigem Tempo und über dem Wasserpiegel nach Luft schnappend, umherschwammen. Heute wissen wir, daß zwischen den Fischen und Pflanzen Wechselbeziehungen bestehen, und daß das richtige Verhältnis zwischen beiden gewahrt werden muß, worauf ja schon durch Hofmähler nachdrücklich hingewiesen wurde.

Die Wasserpflanze verarbeitet den Stickstoff und atmet den für Mensch und Tier unentbehrlichen Sauerstoff aus, den man bei sonnigem Wetter bei gewissen Unterwasserpflanzen, sehr deutlich bei der Schraubenlilie oder Vallisnerie, aus den bandförmigen Blättern in Form kleiner Luftbläschen hervortreten sieht. Das Tier entnimmt dem Wasser diesen Sauerstoff und atmet den Stickstoff aus, der eins der wichtigsten Nährmittel der Pflanze ist. Wo die Wechselbeziehungen zwischen Pflanze und Tier im Aquarium gewahrt werden, da bleiben seine Bewohner und mit ihnen auch das Wasser gesund, so daß es auf Jahr und Tag hinaus keiner Erneuerung bedarf. In diesem Fall beschränkt man sich auf den Ersatz des verdunsteten Wassers durch gelegentliches Nachfüllen. Schwimmen die Fische luftschnappend an der Oberfläche umher, so ist dies ein Anzeichen dafür, daß sie zwischen Leben und Tod kämpfen, daß es ihnen an Sauerstoff fehlt. In diesem Fall ist das Aquarium entweder im Verhältnis zu seiner Größe zu spärlich bepflanzt, oder die Pflanzen sind krank, bzw. es ist zu reich mit Tieren bevölkert, wir müssen dann nach der einen oder andern Seite Abhilfe schaffen oder durch Beschaffung eines Durchlüftungsapparates für künstliche Durchlüftung des Wassers Sorge tragen.

In unserer Zeit ist alles der Mode unterworfen, sogar die Tier- und Pflanzenliebhaberei. Als der Goldfisch neben dem goldgelben Sängler im Bauer ein bevorzugter Liebling geworden war und in großen Fischteichen in Massen gezüchtet wurde, begann er im Preis bis zur vollständigen Entwertung und demzufolge auch in der Wertschätzung der Liebhaber zu sinken. Da gelangte aus Mexiko ein eigenartiger Molch, der Axolotl, zu uns, der unserer Aquarienliebhaberei einen mächtigen Anstoß gab. Das dunkelbraun gefärbte, auch in einer weißen Spielart als Albino auftretende Tier, das am Kopf absteigende Kiemenbüschel trägt und mit einem mächtigen Ruder-



Fremdländische Tierfische.

- | | | |
|---------------------------------|---|---|
| Etiopius (Etiopius suratensis). | Gurami (Trichogaster lalius). | Schwanzwasserfisch (Gobius xanthozoma). |
| Rasbora (Rasbora heteromorpha). | Langschwänziger Hecht. | Scheibenbarsch (Mesogobius chaetodon). |
| Changshito (Heros fasciatus). | (Hemiramphus fluviatilis). | Augelfisch (Tetrodon fluviatilis). |
| | Berlmutterfisch (Geophagus brasiliensis). | |

schwanz ausgestattet, 20—30 Zentimeter Länge erreicht, schritt bald in den Aquarien zur Eiablage und den Eiern ent schlüpften die kleinen Larven. Dadurch erregte der Axolotl das besondere Interesse der Liebhaber, aber auch der Forscher — denn man hatte in diesen zur Fortpflanzung schreitenden Tieren augenscheinlich noch keine völlig ausgebildeten Amphibien, sondern nur Jugendformen, sogenannte Larven, vor sich. Die Amphibien machen eine Metamorphose durch. Aus den Eiern entstehen die durch Kiemen atmenden Larven (die Kaulquappen der Frösche), die auf das Wasser angewiesen sind; nach einiger Zeit verschwinden die Kiemen, die dann völlig entwickelte Lunge tritt nun in Tätigkeit, worauf das Tier meist das Wasser verläßt und oft nur noch zur Paarungszeit in dieses zurückkehrt. Erst der Aquarienliebhaberei war es vorbehalten, das Geheimnis, das vormem die Lebensweise des Axolotls umgab, zu lüften. Im Wasser gehalten, verharrt dies Tier dauernd im Larvenzustand und ist auch in diesem fortpflanzungsfähig. Entzieht man ihm nach und nach das Wasser, so geht bald die Verwandlung zum Landtier vor sich, die Kiemen schwinden,

und die Lungen treten in Aktion. Auch das entwickelte Landtier läßt sich beim Arolotl durch allmähliches Zurückgewöhnen an das Wasser wieder zur Larve zurückbilden.

Unter den Süßwasserfischen der Heimat haben wir zwei Beispiele für eine interessante, vom Alltäglichen abweichende Brutpflege. Der Bitterling, (siehe rechts unten auf unserer Abbildung einheimischer Zierfische), der kleinste, aber auch schönste unserer karpfenartigen Fische, dessen Männchen zur Paarung ein herrliches, in allen Regenbogenfarben erglänzendes Hochzeitskleid anlegt, während sein Weibchen die schlichten Farben beibehält, vertraut seine Eier der häufigen Malermuschel an. Eine vier Zentimeter lange, elastische Legeröhre ermöglicht es dem Weibchen, je zwei Eier auf einmal tief in den Atemschlitze dieser Muschel zu versenken, die darauf vom Männchen befruchtet werden. Dieser Vorgang wiederholt sich in verschiedenen Zwischenräumen an mehreren Muscheln und ist stets von prächtigen Liebespielen begleitet. Die Malermuschel, die sich nur von mikroskopisch kleinen Wasserinfusorien nährt, erbrütet gewissermaßen unbewußt die an ihren Kiemen haftenden Eier, denen nach zwei bis drei Wochen die kleinen Fischchen ent schlüpfen; sie halten sich noch kurze Zeit im Schleim der Kiemen auf, um danach die Muschel für immer zu verlassen. Neben dem Bitterling zeichnet sich der in zwei Arten unsere stehenden Gewässer bevölkernde Stacheling durch seine Brutpflege aus; beide sind überall gemeine, ebenso kleine wie dreiste Räuber, die in ihren Rückenstacheln furchtbare Waffen besitzen, von denen sie ausgiebigen Gebrauch machen, denn auch im Wasser herrscht ein ewiger Kampf ums Dasein, ein fortgesetztes Verschlingen und Verschlungenwerden. Dies zwingt ja auch den Aquarienliebhaber, bei Befetzung des Aquariums die Friedfische von den Raubfischen zu sondern und letztere nur in etwa gleichgroßen Exemplaren zusammenzuhalten. Auch im Aquarium verlegnet unser Stacheling seine Räubernatur nicht, wird hier aber bald zutraulich und erfreut den Pfleger durch sein immer reges Temperament und durch sein zur Paarungszeit im Frühling prächtig gefärbtes Kleid. Bald beginnt das Männchen, dem man zwei Weibchen begeben kann, mit dem Nestbau. Ein wahrer Baukünstler ist der kleine neunstachelige Stacheling, der sein freischwebendes Nest in dichtem Pflanzengewirre errichtet; es wird aus Pflanzenteilen und kleinsten Halmchen geflochten, die man dem kleinen Baumeister reichlich bieten soll. Das Nest hat drei bis sechs Zentimeter Durchmesser und ist in längstens zwei Tagen fertiggestellt; sein Inneres bildet einen beiderseits offenen Kanal. Nach Vollendung des Nestes beginnt das anziehende Liebespiel mit dem Weibchen, die in dem Nest ihre Eier ablegen. Die ganze Brutpflege wird allein vom Männchen besorgt, das vor dem Nest treue Wacht hält und jeden Fisch, der in dessen Nähe kommt, mit kräftigen Bissen in die Flucht jagt. Nach drei

Wochen ent schlüpfen die ersten Jungen den Eiern und werden nun noch für einige Zeit vom Männchen bewacht und behütet. Man sei darauf bedacht, das Männchen rechtzeitig zu entfernen, denn es ist eine Schattenseite der männlichen Brutpflege, daß karnibalistische Gelüste rasch die Oberhand über die Vaterliebe gewinnen, und daß dann bei der Haltung im kleinen Behälter die ganze Nachkommenschaft im unerjättlichen Rachen des Vaters auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Unsere Abbildung einheimischer Aquarienfische zeigt den großen dreistacheligen Stacheling. Von sonstigen heimischen Fischen sind auf diesem Bild noch dargestellt: Silberorfe, Elritze, Goldschlei, Schräger, der räuberische Hecht, der Flußbarsch und der träge Schlammbeißer, der im Aufse steht, ein Wetterprophet zu sein.

Die beiden Beispiele der Brutpflege heimischer Fische, die sich schon in kleinen einfachen Glasbehältern, sogenannten Elementengläsern, wie sie für die Akkumulatorenindustrie massenhaft hergestellt werden und billig erhältlich sind, offenbart, hätten Veranlassung sein sollen, die Fische der Heimat, soweit sie sich im Aquarium wohl fühlen, in den Vordergrund des Interesses der Aquarienkunde zu stellen, das aber leider erst durch fortgesetzte Einführungen aus den Tropen nachhaltig genährt und wach erhalten werden konnte. Während über das Leben der Fische und niederen Wasserfauna unserer Heimat noch so manches zu ergründen ist, war es der Aquarienliebhaberei vorbehalten, durch erfolgreiche Züchtung und Beobachtung erotischer Fische Licht in die Lebensweise vieler fremdländischer Arten zu bringen und dadurch der Wissenschaft große Dienste zu leisten, die hinter den Leistungen der Stubenvogelzüchter nicht zurückstehen.

Bei den erotischen Fischen begegnen wir vielfach einer hochentwickelten Brutpflege, die, wie dies auch bei unsern Stachelingen der Fall ist, von den Männchen ausgeübt wird, während sich die pflichtvergessenen Weibchen nicht um ihre Nachkommenschaft kümmern. Der erste dieser fremdländischen Brutpflegenden



Dreiteiliges heizbares Zimmeraquarium, bepflanzt mit Pfeilkraut von Montevideo, Italia (die Pflanze mit den großen lanzettlichen Blättern), Algras (rechts) und sprossenbildendem Frauenhaar (das hängende Gras links).

Fische, der in unsere Aquarien Eingang fand, war der Paradiesfisch oder Makropode, dessen Heimat der Süden Chinas und die Insel Formosa sind. Die zahlreichen, heute in Europa verbreiteten Fische dieser Art stammen alle von einem 1869 nach Paris gelangten Import ab. Die Natur hat diesen großflossigen Fisch mit verschwenderischer Farbenpracht ausgestattet. Der männliche Makropode baut ein Schaumnest, in das die Eier abgelegt und vom Männchen gepflegt werden; das Weibchen entfernt man bald nach der Eiablage, das Männchen erst, wenn die junge Brut selbständig zu werden beginnt. Von allen bisher bekannten Fischen schreitet der Makropode im Zimmeraquarium und selbst in kleinen Behältern am leichtesten zur Fortpflanzung; die jungen Fischchen ent schlüpfen schon nach 30—36 Stunden den Eiern. Der Makropode ist aber wie alle Tropenfische wärmebedürftig und erfordert deshalb ein heizbares Aquarium, dessen Wassertemperatur mindestens 15—20, möglichst aber

bis 25 Grad Reaumur betragen soll. Solche Durchschnittstemperatur kann auch im Sommer nur in einem geheizten Aquarium erhalten werden. Es gibt zur Zeit zahlreiche Systeme heizbarer Aquarien und Heizapparate, die an jedem vorhandenen Aquarium angebracht werden können. Die Heizung muß so funktionieren, daß sie nur das Wasser, nicht aber auch die Bodenschicht des Aquariums erwärmt, da die meisten Wasserpflanzen einer dauernden Bodendurchwärmung nicht standhalten.

Ein prächtiger Verwandter des Paradiesfisches ist der Kampffisch aus Siam, der etwa die Größe unseres Stieglings erreicht; er ist, wie schon der Name besagt, sehr kampflüchtig, und in Hinterindien, seiner Heimat, wird diese Kampflust zur Veranstaltung mit Wetten verbundener Fischkämpfe ausgebeutet, die Tausenden von Menschen das tägliche Brot geben.

Während Paradies- und Kampffische Schaumneester bauen, errichten andere ihre Nester meist als muldenförmige Vertiefungen auf dem Grund des Wassers; ein hierher gehöriger, aus Südamerika stammender Fisch ist der Chanchito aus der Familie der Chromiden (siehe die Abbildung fremdländische Aquarienfische), der sich wie so manch anderer durch seinen chameleonartigen Farbenwechsel auszeichnet. Wunderbarer ist die Brutpflege bei einem aus dem Gebiet des Nils eingeführten Fisch, der vielfarbigen Paratilapia (*Paratilapia multicolor*), die sich auch im Zimmeraquarium fortpflanzt. Das Weibchen legt die Eier in einer vom Männchen bereiteten Grube ab, nimmt sie nach der Befruchtung ins Maul, in dem sie in dem starkentwickelten Kiemen sack gewissermaßen erbrütet werden. Auch die jungen Fischchen kehren von ihren ersten Ausflügen stets wieder in das Maul der Mutter zurück, bis sie nach fünf oder acht Tagen selbständig geworden sind. Bei diesen Fischen ist das Männchen zur rechten Zeit aus dem gemeinsamen Behälter zu entfernen, denn wir haben hier den bei Fischen seltenen Fall weiblicher Brutpflege vor uns. Spätestens am achten Tag nach dem Ausschlüpfen der Kleinen müssen wir aber auch die Mutter entfernen, weil sie sich sonst an der eigenen Brut vergreift.

Trotz der beträchtlichen Schwierigkeiten, mit denen der Import tropischer Fische verbunden ist, werden ständig neue Arten eingeführt. So sind im Jahre 1905 gegen vierzig neue, teilweise noch gar nicht wissenschaftlich bestimmte Arten in Deutschland eingeführt worden. Zu den neueren Errungenschaften gehören unter anderen gewisse Zahnkarpfen, die lebende Junge zur Welt bringen, die runden Kugelfische, der herrliche Schmutzwasserfisch Borneos (beide auf der Abbildung fremdländischer Aquarienfische) und viele andere. Mehrere hundert bisher bei uns unbekannte fremdländische Fischarten sind in den letzten Jahren aus ihrer Heimat eingeführt worden. Mancher dieser Arten haben sich die Nutzfischzüchter angenommen, um ihren Wert für die Teichwirtschaft auszuprobieren, und es ist wahrscheinlich, daß einige der härteren amerikanischen Arten, so gewisse Barsche, eine ähnliche Verbreitung wie die raschwüchsige amerikanische Regenbogenforelle finden dürften, die als Nutzfisch eine nicht zu unterschätzende Rivalin der heimischen Bachforelle geworden ist.

Es sei noch erwähnt, daß auch die Beobachtung und Pflege der lebende Junge zur Welt bringenden Fische, zu denen es in unserer Heimat kein Gegenstück gibt, von hohem Interesse ist. Die jungen Fischchen kommen vollständig entwickelt meist paarweise in kürzeren Zwischenräumen zur Welt. Bei den lebendig gebärenden Fischen ist das Weibchen dem oft schon gefärbten Männchen um das Doppelte und Dreifache an Größe überlegen.

Im Dienst der Liebhaber fremdländischer Fische stehen heute im Reich große Luxusfischzuchtvereine, die in treibhausartigen, innen mit zahlreichen heizbaren Bassins ausgestatteten Glaspalästen — neben den mehr und mehr ins Hintertreffen geratenden monströsen Varietäten des Goldfisches, den Schleierschwänzen, Teleskopfischen, Eierfischen und Himmelsaugen — in erster Linie tropische Zierfische züchten; daneben finden auch viele in bescheidenen Verhältnissen lebende Leute durch die Zucht dieser Fische einen nicht zu verachtenden Nebenverdienst. Die großen Züchter und auch manche Vereine unterhalten mit Züchtern und Sammlern

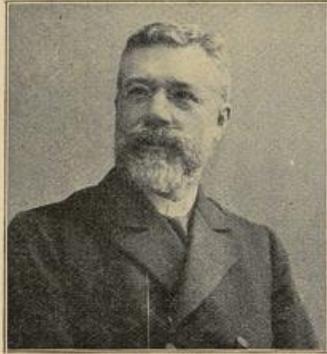
in überseeischen Ländern rege Geschäftsverbindungen. Im verfloffenen Jahr hat sogar ein Berliner Züchter auf eigene Faust zwei Sammelreisen nach Malaga und den Sundainseln unternommen. Die gesamte Ausbeute der ersten Reise wurde auf dem Zollamt in Basel das Opfer einer kalten Nacht, von der zweiten Reise gelangten sechzehn neue Fischarten lebend nach Berlin, die inzwischen bereits teilweise zur Fortpflanzung geschritten sind. Einige dieser neuen Fische sind der Schmutzwasserfisch von Borneo (*Gobius xanthozoma*), der breite bunte Schmutzfisch von Ceylon (*Etroplus suratensis*), der Hecht von Borneo mit dem unmäßig langen Unterkiefer (*Hemiramphus fluviatilis*), die kleine halb hell und halb dunkel gefärbte Rasbora heteromorphia und der Kugelfisch (*Tetrodon fluviatilis*).

Mit den neuen Fischen sind, vielfach unbeabsichtigt, auch neue Pflanzen zur Einführung gelangt, unter denen die amerikanischen Arten überwiegen. Die Vorliebe für Sumpf- und Wasserpflanzen ist durch die prächtigen Kulturen dieser Gewächse in unsern Botanischen Gärten ständig gefördert worden; sie hat vom Standpunkt des Liebhabers aus eine größere Berechtigung als die Bevorzugung fremdländischer Fische, weil es unter den heimischen Wasserpflanzen nur wenige wintergrüne Arten gibt auch die Sumpfpflanzen der Heimat nicht nur im Winter eingehen, sondern auch im Sommer für die Kultur im Zimmer recht ungeeignet sind. Unsere Abbildung Seite 1000 veranschaulicht ein mit fremdländischen Sumpfgewächsen besetztes Aquarium so, wie es bei guter Zimmerpflege aussehen soll.

Im Dienst der Aquarienliebhaberei und -kunde stehen heute in Deutschland rund siebzig Vereine, von denen neun auf Berlin entfallen. In diesen Vereinen findet der Anfänger Belehrung und Förderung, während ihm die Industrie Aquarien von den einfachsten bis zu den feinsten Salonaquarien und alle erdenklichen technischen Hilfsmittel liefert.

Mit dem Aufblühen der Aquarienpflege ist auch die Erforschung mannigfacher Fischkrankheiten, vorwiegend der parasitären, und deren auch für die Teichwirtschaft wichtigen Bekämpfung, weit fortgeschritten. Auch auf diesem Gebiet haben wissenschaftlich gebildete Aquarienfremde der Wissenschaft große Dienste geleistet. Das sachgemäß eingerichtete Aquarium erfüllt eine hygienische und erzieherische Mission zugleich. Hygienisch wirkt es, weil es durch seinen Pflanzenwuchs und durch seine offene Wasserfläche die Zimmerluft verbessert und mit der notwendigen Feuchtigkeit versorgt, erzieherisch, weil es unserm Interesse an der Tier- und Pflanzenwelt ständig neue Anregung gibt und uns tiefe Einblicke in ein sich unter und auf dem Wasser abspielendes fesselndes Tier- und Pflanzenleben gestattet. Und wo man dieses Leben auch anfaßt, immer ist es interessant, mag man nun das Aquarium mit heimischen oder fremdländischen Fischen oder auch nur mit niederen Geschöpfen, wie Süßwasserpolypen, Wasserospinnen, -schnecken und -käfern, bewässern. Eine besonders anregende und dankbare Liebhaberei bildet neben dem Süßwasseraquarium die Einrichtung und Unterhaltung von Seewasseraquarien, für die die Einrichtungen im Berliner Aquarium und die Seewasseraquarien in unsern großen zoologischen Gärten vorbildlich sind. Unter allen in der Häuslichkeit möglichen naturwissenschaftlichen Liebhabereien gebührt neben der Blumenzucht der Aquarienpflege der erste Platz. Man denke nicht gering über diese und ähnliche Liebhabereien, sie geben dem Leben der Tag für Tag in ihrer Berufsarbeit untergehenden Menschen erst den rechten Gehalt, wecken das Verständnis für die Natur und ihre unerlöschlichen Reize, halten die Beziehungen zu ihr aufrecht und bilden nach vollbrachtem Tagewerk in freien Stunden eine ständig sprudelnde Quelle des reinsten Genusses und der Erholung. Aber auch für diejenigen, die sich nach erfolgreicher Arbeit ins Privatleben zurückgezogen haben, kann es nichts Schöneres, Befriedigenderes geben als die Beschäftigung mit der Natur. Wohl denen, die sich im Kampf ums Dasein einen offenen Blick und ein warmes Herz für die Natur bewahrt haben, denen, um wieder mit Rohmäherler zu reden, die Schande erspart blieb, Fremdlinge in der Heimat zu sein.

D. Friedrich Teutsch, der neue siebenbürgisch-sächsische Bischof.
(Mit dem nebenstehenden Bildnis.) An Stelle des bisherigen Bischofs der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen D. Friedrich Müller, der durch seine Verdienste um die siebenbürgische Geschichtsforschung und durch seine Sammlung siebenbürgisch-sächsischer Sagen auch in reichs-deutschen Kreisen rühmlichst bekannt ist, wurde am 31. Oktober d. J., nachdem D. Müller wegen vorgezeichneten Alters sein Amt niedergelegt hatte, D. Friedrich Teutsch gewählt. Auch Teutsch ist in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hauptsächlich als Historiker hervorgetreten; am bekanntesten sind seine „Hundert Jahre sächsischer Kämpfe“, die er ebenso wie die „Wilder aus der vaterländischen Geschichte“ in Form populärer Einzeldarstellungen mit mehreren Fachgenossen herausgegeben hat. Von den „Wildern“, die besonders geeignet erscheinen, den fremden Leser in die politischen Kämpfe und das Geistesleben der Siebenbürger Sachsen einzuführen, erscheint noch im Lauf dieses Jahres eine neue umgearbeitete Auflage. Auch publizistisch hat sich Teutsch lange Jahre hindurch rege betätigt, von Mitte der achtziger bis Mitte der neunziger Jahre als Leiter des „Siebenbürgisch-deutschen Tageblatts“. In Fragen der politischen Taktik ist er ein Anhänger der opportunistischen Richtung, ohne natürlich den streng nationalen Standpunkt, wie er dem ganzen Sachverhalt eigen ist, im geringsten zu verleugnen. Teutsch ist ein Sohn des Vorgängers Müllers, des Sachsenbischofs Georg Daniel Teutsch, dessen Standbild (ein Werk Professor Donnors) im August 1899 in Hermannstadt enthüllt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde dem jetzigen Bischof von der Universität Jena die Würde eines Doktors der Theologie verliehen. Seine Studien hatte Teutsch (geboren 1852 in Schäßburg) als Jurist an der Rechtsakademie in Hermannstadt begonnen und dann als Theologe und Historiker in Heidelberg, Leipzig und Berlin fortgesetzt. In Heidelberg erwarb er sich den Grad eines Doktors der Philosophie. Nach Abolvierung seiner Studien trat er in den Dienst der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen, zunächst als Professor, dann als Direktor des Landeskirchenjenninars (Lehrerbildungsanstalt) in Hermannstadt, dann wurde er Pfarrer in Großschauern, später (1899) Superintendentialvikar und endlich (1904) in der gleichen Eigenschaft Stadtpfarrer von Hermannstadt. Als Lehrer erfreute sich Teutsch durch seinen zündenden, geistvollen Vortrag allgemeiner Beliebtheit, ebenso später in seinen Kirchengemeinden als Kanzelredner.



Dr. Teutsch, Hermannstadt, phot.

D. Friedrich Teutsch.

Der neuengewählte siebenbürgisch-sächsische Bischof.

Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. Max Jordan. (Zum obensehenden Bildnis.) Am 11. November verstarb in Steglitz bei Berlin der Vortragende Rat im Kultusministerium und frühere Direktor der Nationalgalerie Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. Max Jordan an einem Herzleiden, das schon seit zwei Jahren die Ruhe seines Alters störte. Dr. Max Jordan wurde am 19. Juni 1837 in Dresden geboren und 1870 als Direktor an die Spitze des Leipziger Museums berufen. Seine

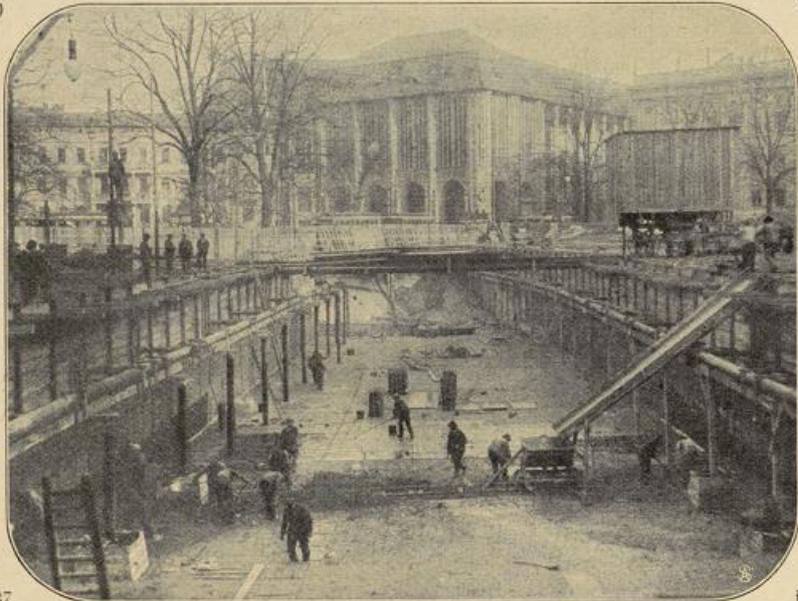
Arbeit dort war von solchem Erfolg gekrönt, daß man ihm im Jahr 1874 schon die Stelle eines ersten Direktors an der seit 1861 geplanten Nationalgalerie in Berlin antrug. Dort konnte er am 21. März 1875 Kaiser Wilhelm I. und andern Fürstlichkeiten die aus dem Palast des Königs Wagner stammende Sammlung vorführen, und die Jahre von 1874 bis 1896, in denen Jordan als Leiter der Nationalgalerie tätig war, haben viel zu deren heutiger Bedeutung beigetragen — man ist in Jordan, der dem damaligen Kronprinzen in künstlerischer Beziehung sehr nahestand, eine fünfzigjährige Größe und brachte ihn in Verbindung mit der neuen Kunstära, die dem Regierungsantritt Kaiser Friedrichs folgen sollte. Er trat 1894, nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, von allen Staatsämtern zurück, um sich wieder mehr der Kunstschristellerei zu widmen, in der er Großes geleistet hat. Einer sechs Bände starken Überlieferung von Groves und Cavalcaelles „Geschichte der italienischen Malerei“, die von 1869 bis 1876 erschienen war, folgten 1877 „Tizians Leben“, ein paar Biographien für Dohmes „Kunst und Künstler“ und vor wenigen Jahren ein großes Werk über Menzel. Dem unermüdeten Tätigen hat der Tod erst die Feder entrißen, die an neuen Arbeiten über Max Preller und Gustav Freytag beschäftigt war.



Dr. Jordan, Berlin, phot.

Professor Dr. Max Jordan †

Berliner Untergrundbahn. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Die Fortführung der Berliner Untergrundbahn, deren Strecke Potsdamer Bahnhof-Spittelmarkt, anschließend an die Hoch- und Untergrundbahn Charlottenburg-Warschauer Brücke, vor einigen Wochen in Angriff genommen wurde, bedeutet eine Arbeit, von deren riesigen technischen Schwierigkeiten sich der Laie kaum einen rechten Begriff machen kann. Wohl aber geht ihm eine Ahnung davon auf, wenn er an der Stelle, die unser Bild veranschaulicht, auf das Arbeitsfeld schaut. Wie Maulwürfe wühlten die Arbeiter sich in die Erde ein, um Raum zu schaffen für den Unterirdischentunnel, der sich hier unter der stärksten Verkehrsader Berlins, der Leipziger Straße, und unter dem großen Warenhaus Wertheim, das wir im Hintergrund unserer Abbildung erblicken, hinziehen wird. Das Bild wurde rechts vom Potsdamer Turm aufgenommen, dort, wo sich seit kurzem der Neieubau eines neuen Hotels erhebt, es zeigt



Die Arbeiten am Leipziger Platz.
Vom Bau der Berliner Untergrundbahn.

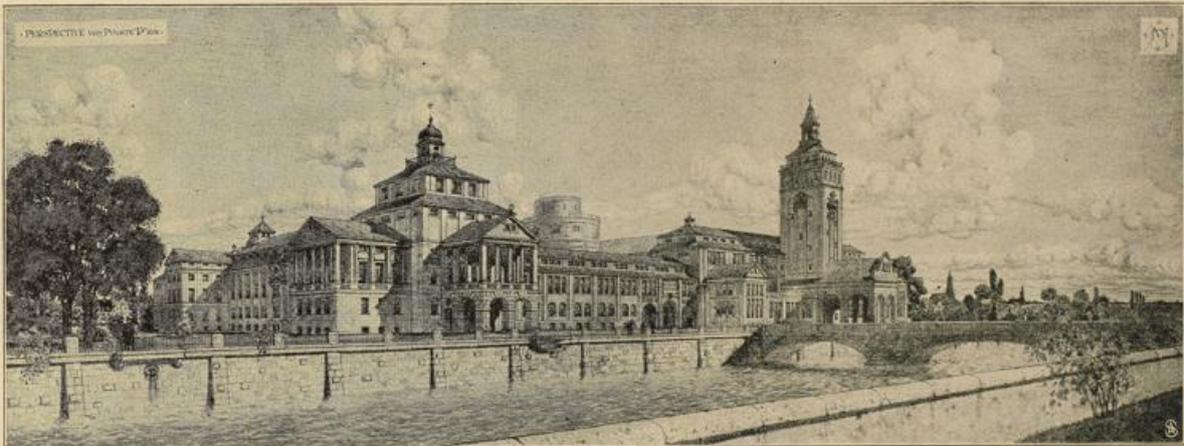
unterhand noch ein Stück des Leipziger Platzes und das Standbild des alten Brander, solange er an seinem Postament steht, wohl kaum Merkwürdigeres beobachtet hat als den Tag und Nacht nicht rastenden Ausschachtungsbearbeitungen, bei denen so viel Hände tätig sind. Die Berliner aber überkommt es bei aller Bewunderung in allem Verständnis für die glänzenden Leistungen der modernen Technik doch ein Wehmut beim Anblick der alten Bäume, deren Kronen über den häßlichen, jetzt den Leipziger Platz abschließenden Breite zahn winteln. Werden sie die Bäume überleben, die Tausende ihrer feinen Wurzelhaken bloßgelegt — oder werden sie sterben als Opfer des rücksichtslos über Leichen schreitenden Fortschritts?

Eine neue Erwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin: Die kranke Frau von Gabriel Metsu. (Mit dem nebenstehenden Bild.) Zu den Schätzen intimer holländischer Kleinmalerei, die dieses Museum besitzt, hat es vor kurzem auch dies seine Bildchen von Metsu († 1667) erworben. In klarem Leuchten hebt sich das weiße Kissen und der Kopf der kranken Frau von dem warmtönigen „Heldunkel“ des Hintergrunds ab. Mit der gedämpften Teilnahme körperlich leidender Menschen lauscht sie dem Schmerzensausbruch der andern, die ihr lautes Weh in die behütete Stille dieses Krankenzimmers trägt. Das ist der einfache erzählbare Vorwurf des Bildchens. Aber nicht er ist das Wichtigste an diesem, wie an holländischen Bildern überhaupt. „Es ist eine Malerei, die Fleiß und Ordnung, die eine geübte Hand verrät, eine ausdauernde Arbeit, eine Malerei, die eine tiefe Andacht zur Voraussetzung hat, und die diese Andacht denen mitteilt, die sich in ihre Betrachtung verlieren. Es ist ein Zustand ernstester Sammlung, aus dem heraus sie konzipiert ist; und diese gleiche Sammlung muß bei dem vorausgesetzt werden, der sie verstehen will“, sagt Fromentin, der feinste Kenner holländischer Malerei, von den Bildern, die diesem kleinen Metsu verwandt sind. Eine Hingabe und Verehrung, die selbstverständlichste Förderung für wahrhaftigen Kunstgenuss, fordert auch dieses Bild — und lohnt sie.

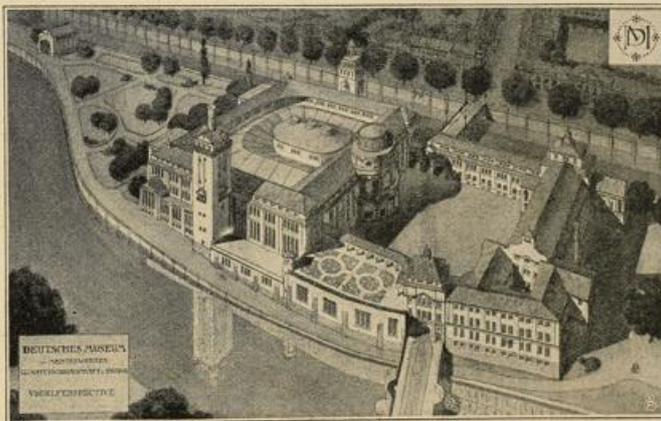


Die kranke Frau.
Gemälde von Gabriel Metsu.
Neuerwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin.

Prinzregenten und des Protectors des neuen Museums, des Prinzen Ludwig, unter großem Gepränge die Grundsteinlegung des Neubaus statt, der eine Besichtigung des provisorischen Deutschen Museums sich angeschlossen. In dem Museumsbau, der, wie wir unsern Lesern bereits berichtet haben, dazu bestimmt ist, Meisterwerke der Technik und der Naturwissenschaften zu umschließen, wird die Stadt München einen neuen Schmuck von künstlerischer Schönheit erhalten, und es konnte für den herrlichen Bau, den unsere Bilder aus der Vogelperspektive und in einer Frontaufnahme zeigen, kein besserer Platz gewählt werden als die von zwei Armen der Isar umschlossene sogenannte „Kohleninsel“, auf der Gabriel von Seidl's neues Werk sowohl in seiner harmonischen Gesamtwirkung wie in der reichen Gliederung der Einzelheiten voll zum Ausdruck kommen wird. Der ungeheure Aufschwung, den Technik und Naturwissenschaften genommen haben, forderte die Gründung eines derartigen Instituts geradezu heraus. Das Deutsche Museum, das eine klare Darstellung alles bis jetzt Erreichten auf diesen Gebieten geben und eine erschöpfende Sammlung technischer Apparate, Instrumente, Maschinen und Werkzeuge umfassen soll, wird eine Bildungsstätte von nationaler Bedeutung sein. Selten hat die Gründung eines wissenschaftlichen Instituts sich solcher Zustimmung und reichen Unterstützung erfreut wie der Plan zur Errichtung des Deutschen



Das Deutsche Museum in München. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Am 20. September dieses Jahres war die Frist für den öffentlichen Wettbewerb der deutschen Architekten um die Pläne des Deutschen Museums abgelaufen, und die vierunddreißig eingeschickten Entwürfe konnten am 22. Oktober dem Preisrichter collegium vorgelegt werden, das aus zweiundzwanzig der hervorragendsten Fachleute und Professoren gebildet war. Die Wahl fiel auf das Projekt des Professors Gabriel von Seidl in München, dem einstimmig der Erste Preis zugesprochen wurde, und schon am 13. November fand in Gegenwart des Kaisers, des



Entwurf für das Deutsche Museum in München.
Von Gabriel von Seidl.

Museums, den der Verein Deutscher Ingenieure im Sommer 1903 gefaßt hat. Der Wert der von der Firma Krupp herrührenden Sendungen wird allein auf 300 000 Mark geschätzt, und das Kapital, das die deutschen Industriellen zum Neubau beisteuern, beträgt zwei Millionen Mark, eine dritte Million hat die Stadt München bewilligt. Im ganzen werden die Kosten des Neubaus nach dem Vorschlag etwa sieben Millionen betragen, die bei der allgemeinen Opferfreudigkeit von Staat und Privaten heute schon gesichert scheinen. Mutterhaft ist nicht nur die äußere, sondern auch die innere Anordnung des

Museums, die nach dem grundlegenden Gedanken getroffen wurde, daß der mit der Besichtigung bei den Rohstoffen beginnende Besucher von Schritt zu Schritt zu den Halb- bis zu den Ganzfabrikaten geleitet wird. Es wird noch Jahre dauern, ehe die Überfülle des schon vorhandenen, vorläufig in fünfzig Sälen des alten Bayerischen Nationalmuseums untergebrachten Materials in dem prächtigen Bau Gabriels von Seidl geborgen werden kann. Unsere Bilder sind noch Zukunftsmusik, aber auch das Wachsen und Werden solchen Werkes zu sehen, ist eine Freude, die die Mündner nun an erster Stelle genießen.

Eine Gedenktafel für Ludwig Ganghofer in Kaufbeuren. (Zur nebenstehenden Abbildung.) Den Lesern der „Gartenlaube“ bringt diese Wiedergabe der kürzlich erhaltenen Gedenktafel für Ludwig Ganghofer die wohlbelannten Züge eines alten Freundes. Sie fennen Ganghofer nicht nur aus seinen frischen und lebenswürdigen Erzählungen, sondern sind auf diesen Blättern auch dem Bild des unermüdbaren Jägers schon wiederholt begegnet. Die vom Bildhauer Kaber Ab-



Gedenktafel an Ludwig Ganghofers Geburtshaus in Kaufbeuren. Entworfen von Kaber Abt.

modellirte Gedenktafel wurde am Geburtshaus des Dichters in Kaufbeuren (Bayern) angebracht. Seine Vaterstadt stiftete sie an seinem 50. Geburtstag ihm zur verdienten Ehrung, seinen vielen Freunden sicher zu herzlichem Freude.

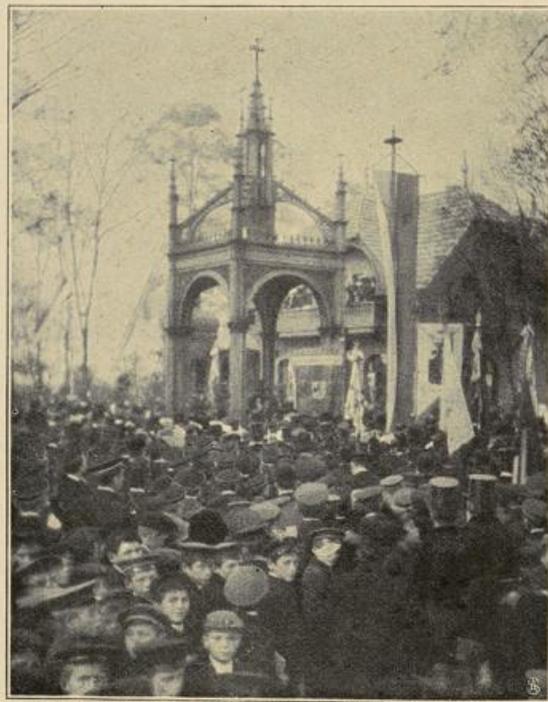
Grundsteinlegung zur Gustav-Adolf-Kapelle bei Lützen. (Zur nebenstehenden Abbildung.) Auf dem blutgetränkten Schlachtfeld bei Lützen soll sich zum Gedächtnis an den Schwedenkönig Gustav Adolf eine Kapelle erheben, deren feierliche Grundsteinlegung am 6. November vollzogen wurde, im Anschluß an die herkömmliche Jahresfeier beim sogenannten Schwedenstein. Dies Erinnerungsmal an den protestantischen Heldenkönig, der Blut und Leben für die große Sache ließ, ist der Freigebigkeit des ehemaligen Konsuls Elmman in Stockholm zu danken. Der Baustil der Kapelle, die mit der Front auf den Schwedenstein gerichtet sein wird, soll die Übergangsformen von der Gotik zu der Renaissance zeigen. Ihre Höhe wird etwa vierzehn Meter betragen, der gotische Turm sich aber in doppelter Höhe erheben. Über dem steinernen Altar sollen Gemälde angebracht werden, darunter ein Bildnis Gustav Adolfs. Die Grundsteinlegungsurlunden wurden in deutscher und schwedischer Sprache gelesen und unter dem Grundstein niedergelegt.

Seife Kastanien. (Zu dem Bild Seite 989.) O wie langweilig ist der Schulweg im Monat November! Kälte und Kälte ringsum, keine Unterhaltung, nicht einmal ein paar Hunde zu ärgern oder Tauben zu vercheuchen. Es wäre unerträglich, hätte sich nicht an der Ecke der Kastanienmann wieder aufgetan, der Edle, der nicht einmal einen Nidel beansprucht, sondern um Kupferpfennige schon ein paar seiner köstlichen, süßen, knusprigen und heißen Maronen verahfolgt. Ja — todend heißen! . . . Wer sie unbeheben in den Mund steckt, wird ihn kölnemigt weit aufreißen wie der hoffnungsvolle Bengel hier, der trotz der verbrannten Zunge noch lacht und die allgemeine Schadenfreude als selbstverständliche

Folge seiner Naschmäuligkeit hinnimmt. Er ist eben noch Neuling, und auch beim Genuß heißer Kastanien geht nichts über die Erfahrung, wie sie sein älterer, weiß lächelnder Freund offenbar bereits zur Genüge besitzt, für den er im wahren Sinne des alten Sprichwortes „die Kastanien aus dem Feuer geholt“ hat.

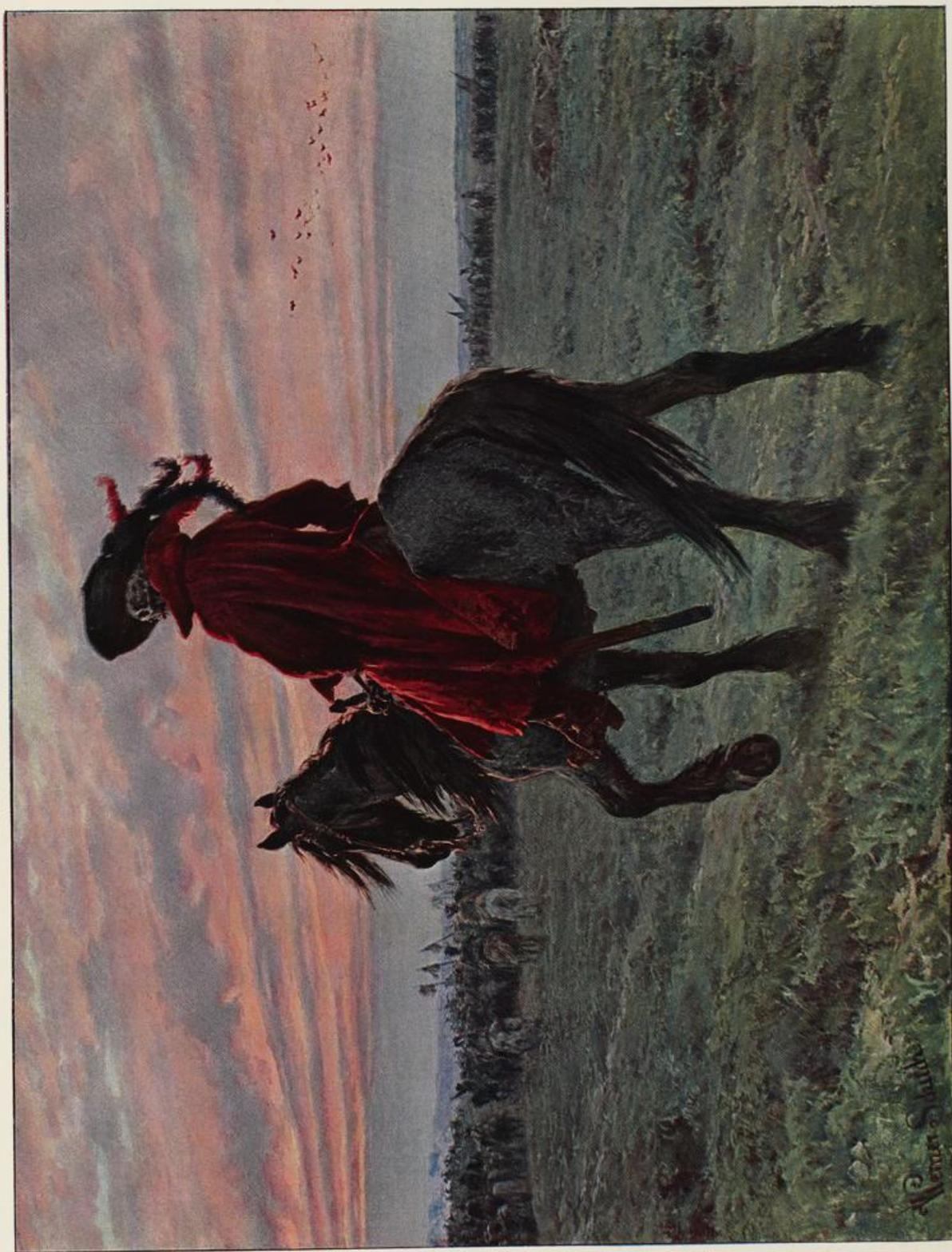
Sechs Blätter altägyptischer Denkmale von S. Albrich, Breslau, Langewort. (Zu dem Bild Seite 992 und 993.) Was früher nur wenigen Unternehmenden und Begünstigten möglich war, eine Reise in das alte Wunderland Ägypten, das gehört heute zum höheren Touristentum. In Kairo stehen Hotels mit jedem denkbaren Komfort, nach den Pyramiden ergießt sich allmorgendlich ein viel-sprachiger Fremdenstrom, und die Nilreise, die früher eine wochenlange Fahrt auf langsam gleitender Barken erforderte, wird jetzt in schnellen Dampfzügen in kurzer Zeit zurückgelegt. Aber unverändert und unveränderlich ragen an den Ufern die waltigen Stationen auf: die Nefertempel der alten Stadt Theben, Luxor und Karnak, die Memnonkolosse, die hohen Phylone von Esfu und vieles andere. Und weiter oberhalb, hinter den ersten Katarakten, deren Wasser schäumend und sprudelnd zwischen einer Reihe von Granitklippen durch-schießen, erhebt sich aus dem feartig ausgebreiteten Nil ein palmentragendes Friedenseiland mit Tempeln und Säulengängen: die Insel Philä. Hier wirkt der Zauber des süßlichen Frühlings mit der Architektur und dem Hintergrund der Landschaft zum unvergesslichen Eindruck zusammen. So wird es für viele, die dort im stillen Entzücken gelanden haben, eine Freude sein, zu erfahren, daß jetzt eine künstlerisch vollendete Replik jenes Bildes von Philä erschienen ist. Ihr Schöpfer hat den Gesamteindruck und die eigentümliche Stimmung in einer durch die Photographie niemals zu erreichenden Wirkung wiedergegeben. Der Nilspiegel im Hintergrund mit den paar stillen Segelbarken, das ferne Wüstengebirge als Rahmen dazu, erwecken das Gefühl der Geborgenheit vor dem ganzen Treiben der Welt draußen. Im Vordergrund erhebt sich der allbekannte „Kiosk“, ein offenes Tempelchen, einst dem Dienst der Isis geweiht, der überhaupt die ganze Insel heilig war. Denn hier hatte sie die von dem mörderischen Typhon verstreuten Glieder ihres Gemahls Osiris, nachdem sie sie wieder gesammelt hatte, zur Erde bestattet, und das Osirisgrab wurde ein großes Heiligtum. Wunderbar frisch heben sich die scharfgemeißelten Totoskapitule auch heute noch vom blauen Himmel ab: die Zeit hat diesen Tempeln wenig anzuhaben vermocht. Aber was sie verschonte, das wird die fortschreitende Erwerbstätigkeit der Menschen ver-

nichten: schon ist in Assuan nächst den Katarakten das große Stauwehr angelegt, das die jährliche Überschwemmung zum bleibenden Wasser-vorrat ausnützt und den größten Teil des Jahres den Wasser-spiegel um Philä so hoch emporhebt, daß die Insel unzugänglich wird. Wie lange mögen dabei ihre Tempel noch erhalten bleiben? . . . Unser Künstler hat sie zur Zeit der Ebbe dargestellt, wo annähernd der alte Eindruck zu gewinnen ist. — Außer diesem von uns hier wiedergegebenen Blatt sind noch fünf andere, gleich vollendete erschienen: der Felsen-tempel von Abu Simbel mit den sitzenden Ramfeskolojen, die Sphinx im Pyramidenfeld von Gizeh, der große Luxortempel mit seinen riesenhaften Säulen, die Memnonkolosse im Feld vor Theben und das Tal der Königsgräber zwischen düsternen Felsentoren. Diese sämtlichen Blätter sind Meisterwerke und werden durch ihre hervorragende Schönheit weite Verbreitung erlangen.



Grundsteinlegung zur Gustav-Adolf-Kapelle bei Lützen.

Druck und Verlag Ernst Beitz's Nachfolger W. M. D. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den angelegentlich Verantwortliche: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Osterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth; für den Anzeigen-Teil verantwortlich: J. Kasauf, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Morgenrot.
Gemälde von W. Schudt.

